



C. C. Slaterman

Marshal Crown

Band 41

Nachts, wenn die Zaunschneider reiten
Chronologie eines Weidekrieges Teil 1



WESTERNSERIE



C.C. Slaterman

Marshal Crown

Nachts, wenn die Zaunschneider reiten

Chronologie eines Weidekrieges Teil 1

www.geisterspiegel.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2020 by Geisterspiegel

Cover © 2020 by Wolfgang Brandt

Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Nachts, wenn die Zaunschneider reiten

Hamilton County, Texas, 31. Oktober 1876

Charles Dawley saß in seinem Schaukelstuhl, den er sich auf die Veranda gestellt hatte, und genoss die letzten wärmenden Sonnenstrahlen des Tages. Er wusste, dass sein lieb gewonnenes, spät nachmittägliches Ritual schon bald der Vergangenheit angehören würde, denn der Herbst neigte sich seinem Ende zu und in den Nächten wurde es bereits empfindlich kalt.

Deshalb wollte er nach seinem Tagewerk die wenigen verbleibenden Sonnenstunden des ausklingenden Jahres noch so lange genießen, wie es ging. Er machte die Beine lang, zog sich den Hut in die Stirn und lauschte dem Gurgeln und Glucksen des nahen Leon Rivers.

Es war beinahe windstill und die Luft war klar und rein.

Dawley liebte solche Nachmittage, darum war er auch etwas ungehalten, als der trommelnde Hufschlag eines Pferdes jäh die friedliche Idylle zerstörte. Er hob den Kopf und starrte unwirsch auf den Reiter, der rasch näher kam.

Sein Gesicht wurde noch um einige Nuancen mürrischer, als er den Mann erkannte, der vom Fluss her direkt auf seine Farm zuritt.

Ethan Osgood war nicht nur einer der größten Rancher in der Umgebung, sondern auch der unbeliebteste. Der kaum mittelgroße Endvierziger galt als ein genauso dickköpfiger wie jähzorniger Mann, dessen Wutanfälle im ganzen County berüchtigt waren.

Dawley konnte sich noch gut an die Sache mit dem Zahnarzt erinnern, das Ganze war noch gar nicht so lange her.

Vor etwa vier Wochen war Osgood mit einem vereiterten Backenzahn in die Stadt gekommen. Wie es seine Art war,

hielt er sich nicht lange mit Erklärungen auf, sondern stürmte direkt in die Praxis und herrschte den Zahnarzt an, dass er ihn sofort von seinen höllischen Schmerzen befreien sollte. Als ihn der Arzt daraufhin bat, sich noch etwas zu gedulden, da bereits ein Patient im Behandlungsstuhl saß, griff der Rancher zum Colt und verjagte diesen. Derart eingeschüchtert und nervös zog ihm der Arzt aus Versehen prompt zuerst den falschen Zahn. Osgood ritt anschließend wortlos nach Hause, um tags darauf mit seinen Cowboys zurückzukommen, den armen Teufel auf seinen Behandlungsstuhl zu fesseln und ihm mit der Doppelzange des Hufschmieds zehn gesunde Zähne zu ziehen.

Seither gab es in Pottsville keinen Zahnarzt mehr.

Dawleys Ton war deshalb dementsprechend kühl und reserviert, als er den Reiter begrüßte.

»Hallo Osgood, was willst du denn hier?«

»Das fragst du noch?«, schnarrte der Rancher und zügelte seinen Rotfuchs vor der Veranda.

»Du zäunst das Land am Fluss ein und fragst, was ich will?«

»Warum nicht? Es ist mein Land und auf meinem Land kann ich machen, was ich will.«

»Ist es nicht!«, behauptete Osgood wütend.

»Ist es doch«, erwiderte Dawley mit einem humorlosen Lächeln, das dem Rancher das Feuer in die Augen trieb.

»Wenn du mir nicht glaubst, dann reite doch nach Hamilton und frag im County Courthouse nach. Dort ist mein Besitz eingetragen.«

Osgood war deutlich anzusehen, dass er inzwischen kurz davor war, vor lauter Wut zu platzen.

»Du weißt genau, dass meine Rinder spätestens Ende November in die Flussniederungen ziehen müssen, denn draußen auf der Weide gibt es keinen Schutz vor den Winterstürmen. Aber das können sie jetzt nicht mehr wegen

deinen verdammten Zäunen, die ihnen den Weg dorthin versperren. Sollen sie jetzt etwa alle davorstehen und erfrieren?«

»Deine Sache, du kannst deine Viecher ja um mein Land herumtreiben.«

»Bist du verrückt geworden? Das würde mich ja jedes Mal mindestens drei Tage kosten!«

»Na und? Ich werde es jedenfalls nicht mehr hinnehmen, dass mir deine Rinder ständig die Felder zertrampeln und die Ernte ruinieren. So und damit ist für mich das Thema beendet. Ich denke, es ist besser, wenn du jetzt wieder verschwindest.«

»Du verdammter Hurensohn, so springt keiner mit Ethan Osgood um!«

Das Gesicht des Ranchers war rot angelaufen.

In diesem Moment verfluchte sich Dawley dafür, dass er seinem Sohn die Erlaubnis gegeben hatte, sich heute in der Stadt zu amüsieren.

»Ich werde deine Zäune alle wieder einreißen lassen, und wenn du mir danach noch einmal krumm kommst, dann ...«

»Was dann?«

Der Rancher richtete sich im Sattel auf und griff zum Gürtel. Seine Hand lag bereits auf dem Griff seines 45er Army Colts, aber dann zögerte er doch.

Schließlich riss er sein Pferd herum, schleuderte Dawley noch ein wütendes: »Fahr zur Hölle« entgegen und ritt dann in gestrecktem Galopp vom Hof.

9. November 1876

Mitternacht war längst vorüber, als Bill Landers ein metallisches Knacken vernahm, dem unmittelbar darauf ein leises, seltsames Geräusch folgte. Landers zuckte

unwillkürlich zusammen und trat instinktiv einen Schritt von dem nur noch schwach glimmenden Lagerfeuer zurück.

Das Knacken bedeutete nichts anderes, als dass jemand den Stacheldrahtzaun, den er und Steve Dawley bewachen sollten, gekappt hatte. Das andere Geräusch, das unmittelbar darauf zu hören war, rührte von dem straff gespannten Draht her, dessen Enden sich nach dem Durchtrennen im Bruchteil einer Sekunde zusammenrollten.

Er kannte diese Laute nur zu gut, er hatte in seinem Leben schließlich schon genug Stacheldraht verlegt, durchgeschnitten oder wieder repariert. Wenn er es recht überlegte, wahrscheinlich schon so viel, dass er damit ganz Texas hätte einzäunen können.

Er nahm das Gewehr hoch, tippte Steve, der in einer Decke gerollt neben dem Feuer schlief, kurz mit dem Lauf seiner Spencer-Rifle an und flüsterte leise: »Hey Steve, wach auf. Hier stimmt was nicht.«

Dawleys Reaktion bestand zunächst aus einem unverständlichen Brummen, dann drehte er sich auf die Seite und war im nächsten Augenblick bereits wieder eingeschlafen.

»Verdammt Steve, wach endlich auf!«, sagte Landers ungeduldig, während er sich vorbeugte und an der Decke des Schlafenden zerrte.

Dawley knurrte und rollte sich schlaftrunken aus seiner Decke, obwohl seine Wache erst vor Kurzem zu Ende gegangen war und er nicht mehr als eine halbe Stunde geschlafen hatte.

»Was ist denn los?«, fragte er, während er sich gähmend aufrichtete. »Verdammt, ich bin müde und will schlafen.«

»Hörst du es nicht?«, antwortete Bill kaum vernehmlich. Dennoch war die Nervosität in seiner Stimme nicht zu überhören.

»Irgendwo da vor uns macht sich jemand am Zaun zu schaffen. Ich wette meinen Arsch darauf, wenn das nicht Osgoods Männer sind oder irgendwelche andere Zaunschneider, die wieder herumreiten.«

Steves Blicke zuckten umher, während sich seine Haltung jäh versteifte. Landers' Antwort hatte ihn offensichtlich hellwach gemacht. Angestrengt lauschte er in die Dunkelheit hinein, bis er schließlich den Kopf schüttelte.

»Du musst dich getäuscht haben, ich höre jedenfalls nichts. Wahrscheinlich ein Wolf oder irgendein anderes Raubtier. Durch den frühen Wintereinbruch kommen die Viecher inzwischen bis in die Nähe von Pottsville, weil sie hier draußen nichts mehr zum Fressen finden.«

Bill sagte nichts, sondern hob den Kopf, lauschte erneut und begann zu zweifeln, als nichts als Stille um ihn herum war.

Sollte er sich so getäuscht haben?

Er war kurz davor, den Worten von Steve Glauben zu schenken, als rechts von ihnen in unmittelbarer Nähe ein Pferd schnaubte. Es dauerte ein, zwei Sekunden, bis ihn die Erkenntnis durchzuckte, dass sich ihre Pferde samt dem Farmwagen, mit dem sie hergekommen waren, doch links vom Feuer befanden.

Augenblicklich riss er sein Gewehr hoch.

Aber es war zu spät, die unbekanntenen Männer waren bereits heran.

Eine wilde Stimme brüllte, dass es an der Zeit sei, den Krautbauern endlich eine Lektion zu erteilen, als kaum einen Herzschlag später auch schon von allen Seiten dunkle Gestalten auf sie zukamen.

Landers hörte noch eine Bewegung hinter sich, dann trat ihm jemand derart brutal in den Rücken, dass er wie ein Betrunkener ins Taumeln geriet, nach vorne stolperte und schließlich auf die Knie fiel. Eine Stiefelsohle bohrte sich

zwischen seine Rippen, eine weitere radierte über seine Schläfe und ließ ihn Sterne sehen.

»Zur Hölle mit euch Schollenbrechern«, schrie jemand.

Bill hörte, wie sie auch auf Dawley einprügelten.

Bei Gott, durchzuckte es ihn. *Die schlagen uns tot!*

Dann explodierte eine weitere Stiefelsohle an seinem Kopf und danach wusste er nichts mehr.

*

Die Versammlung fand eine Woche später auf der Farm von Jesse Talbot statt.

Fast alle Siedler und Farmer des Countys waren seinem Aufruf gefolgt und standen nun dicht gedrängt zwischen Strohballen und Ackergeräten in seiner Scheune.

Während draußen der erste Wintersturm um die Gebäude der Farm heulte, die Fensterläden zum Klappern brachte und am Tor der Scheune rüttelte, richteten sich drinnen alle Augen auf den Farmer.

Talbot, ein großer, stämmiger Mann mit einem runden Gesicht, ließ seine Blicke immer wieder über die Menge gleiten, nickte, wenn er bekannte Gesichter sah, und zupfte solange ungeduldig an seiner Jacke, bis er der Meinung war, dass jetzt alle, die diese Sache betraf, anwesend waren und er nicht mehr mit irgendwelchen Nachzüglern rechnen konnte.

Er war kein besonders guter Redner und hatte deshalb keine Lust, alles drei- oder viermal zu erzählen.

Nach einem letzten Rundumblick stieg Talbot auf die große Werkzeugkiste, die an der Nordwand der Scheune stand, hob die Rechte und schnippte solange mit den Fingern, bis unter den Versammelten endlich Ruhe eintrat. Seine Stimme klang aufgekratzt, als er in die erwartungsvollen Gesichter der Umstehenden blickte.

»Ich danke allen, die heute hier erschienen sind. Ich will es kurz machen. Ich denke, ihr wisst, warum wir hier sind. In den letzten Wochen ist einfach zu viel geschehen, als dass wir weiterhin tatenlos zusehen können. Im Hamilton County gibt es anscheinend kein Recht und Gesetz mehr, außer dem der Viehzüchter.«

Mit Genugtuung nahm Talbot die Beifallsrufe der Anwesenden wahr.

»Ich will die Verdienste dieser Männer für die Besiedelung des Landes nicht bestreiten, aber damals waren einfach andere Zeiten. Inzwischen ist Texas befriedet und seine Bewohner so zahlreich, dass man sich einfach an gewisse Regeln halten muss, um ein friedliches Miteinander zu gewährleisten. Denn nur so können wir unser Land weiter vorwärts bringen. Es kann daher nicht angehen, dass sich eine Handvoll Männer über alle Gesetze hinwegsetzen und nur um ihres Vorteils wegen die Mehrheit aller rechtschaffenen Bürger dieses Landes terrorisieren, ihre Söhne zu Krüppeln schlagen und ihre Felder zerstören. Es ist höchste Zeit, dass wir aufstehen und uns wehren, sonst gefährden wir nicht nur unsere Zukunft, sondern auch die unserer Kinder und Kindeskinde. Aber wir dürfen es nicht mit Gewehren und Revolvern versuchen, wie es einige von euch bereits geplant haben, sondern getreu nach den Buchstaben des Gesetzes. Wir sind alle keine Revolverhelden, mit den Waffen sind sie uns haushoch überlegen. Aber nicht mit dem Gesetz, denn vor ihm sind alle gleich.«

»Schöne Worte, Jesse«, sagte einer der Männer aus der Menge heraus. »Aber du weißt genau wie jeder andere von uns, dass sich nichts an unserer Lage ändern wird, solange Benton County Sheriff ist. Es waren schließlich die Viehzüchter, die ihm damals zu diesem Posten verhalfen, und er wird daher den Teufel tun und etwas gegen ihre

Machenschaften unternehmen, zumal im Sommer ja wieder Wahlen sind.«

»Genau«, sagte ein anderer.

»Wir müssen uns trotzdem an die Gesetze halten, sonst sind wir keinen Deut besser als sie.«

»Verdammt Jesse, ich hätte nie gedacht, einmal solche Worte aus deinem Mund zu hören. Hast du schon vergessen, was sie mit unseren Jungs gemacht haben?«, sagte Charles Dawley. »Sie haben meinen Steve fast totgeschlagen. Er liegt immer noch im Bett und kann sich kaum bewegen und dem alten Bill Landers ergeht es wahrscheinlich nicht besser.«

Die Wut, die in seiner Stimme mitschwang, war so groß, dass Jesse Mühe hatte, seine Worte zu verstehen.

»Deshalb sage ich euch, dass wir nichts ändern werden, wenn wir nur herumstehen und reden.«

»Los Männer«, rief Dawley nach einem Moment des Schweigens und ruderte auffordernd mit den Armen. »Schnappt euch endlich eure Gewehre und zeigt diesen Scheißkerlen, wer die wahren Herren des Countys sind!«

»Nein!«, rief einer der Männer. »Überlegt doch mal, wenn ...«

Vergebens. Seine mahnenden Worte gingen im Jubelgeschrei der aufgehetzten Menge unter. Man hatte zu viel an Demütigungen geschluckt, zu viele Träume waren zerschlagen, das Maß war voll.

Sie grölten und forderten mit wütenden Stimmen den Tod der Viehzüchter. Fäuste wurden geballt, Drohungen ausgestoßen, und bevor es Talbot noch verhindern konnte, wälzten sich die Männer auf das Tor der Scheune zu. Ein jeder von ihnen bis in die Stiefelspitzen hinein mit heißer Wut erfüllt.

Talbot traten vor Enttäuschung beinahe die Tränen in den Augen, als er mit ansehen musste, wie sich seine Nachbarn,

verheiratete Männer und bibeltreue Familienväter, nach und nach in tobende, rachsüchtige Geschöpfe verwandelten, die förmlich nach Blut gierten.

Die Männer schienen wie von Sinnen.

Deshalb bemerkte niemand von ihnen die Reiter, die in diesem Moment ihre Pferde im Hof der Farm zügelten. Niemand sah, wie sie aus den Sätteln glitten, die lang geschnittenen Schöße ihrer Winterjacken zurückschlugen und ihre Colts im Holster lockerten. Niemand, auch Jesse Talbot nicht.

Die einzige Person, welche die Reiter hätte sehen können, wäre Susan Talbot gewesen, die Tochter des Farmers. Seit dem Tod ihrer Mutter war ihr Wirken zum größten Teil auf die Küche beschränkt, von wo aus man einen freien Blick über den Hof hatte. Aber Susan war nicht in der Küche, sie befand sich im Haus von Bill Landers, wo sie den alten Junggesellen pflegte, der mit einem zerbrochenen Nasenbein, einem zertrümmerten Unterkiefer und mehreren gebrochenen Rippen im Bett lag und niemanden hatte, der ihn versorgen konnte.

Die Reiter gingen auf die Scheune zu und ließen ihre Pferde unbeaufsichtigt zurück. Ruckartig rissen zwei von ihnen die Torflügel auf, worauf der Rest der Meute in die Scheune strömte und die Farmer, die ihnen dabei im Weg standen, rücksichtslos zur Seite stießen.

»Was zur Hölle soll das?«, rief Charles Dawley, der, kaum dass er ausgesprochen hatte, auch schon brutal zu Boden geschlagen wurde.

Unterdessen begannen die ersten Farmer zu registrieren, was geschah.

Urplötzlich verstummte ihr Geschrei und die Stimmen wurden nach und nach leiser, bis sie schließlich gänzlich verstummten.

Einen Moment lang waren das Fauchen des Windes und das Schnauben der Pferde im Hof die einzigen Geräusche, die zu hören waren, dann bahnte sich Ethan Osgood gebieterisch einen Weg durch die Umstehenden, bis er vor Jesse Talbot zum Stehen kam.

»Los, verschwinde!«, brüllte der Rancher und stieß den Farmer von der Werkzeugkiste, was ihm auch gelang, obwohl dieser über einen Kopf größer war als der Rancher und bedeutend stabiler gebaut.

Aber Talbot war im Moment durch das ganze Geschehen viel zu überrascht, um an Gegenwehr zu denken, und musste deshalb tatenlos zusehen, wie Osgood nun seinen Platz auf der Kiste einnahm.

»Ruhe!«, donnerte der Rancher. »Jetzt hört mal genau zu, was ich euch sage. Noch bestimmen wir, was in diesem Land geschieht, denn es waren Männer wie wir, die dieses Land erst urbar gemacht haben, und es war das Blut unserer Söhne, das vergossen wurde, damit die nachfolgenden Generationen hier in Frieden leben können. Wir lassen uns das, was wir aufgebaut haben, nicht von Leuten zerstören, die in dieses Land kommen und irgendwelche Phrasen von sich geben, die all das infrage stellen, was wir im Laufe von Jahrzehnten erschaffen haben.«

»Das sind nicht irgendwelche Phrasen«, rief Talbot energisch. »Das sind die Gesetze unseres Landes, die für jeden von uns gelten!«

»Gesetze?«, keifte Osgood. »Pah! Wo waren denn deine Gesetze, als mir die Indianer das Dach über dem Kopf angezündet haben und ich danach meine Frau begraben musste? Los, sag schon, wo war denn da dein verdammtes Gesetz?«

Der Rancher hatte förmlich Schaum vor dem Mund, während er den Anwesenden seine Worte

entgegenschleuderte.

»Es war mein Gesetz, das mich hat überleben lassen und mich zu dem gemacht hat, was ich heute bin. Deshalb erkläre ich diese Versammlung jetzt für beendet. Wer ein Problem damit hat, kann sich morgen gerne an Sheriff Benton wenden, es soll keiner sagen, dass wir Unmenschen sind. Aber jetzt ist Schluss! Ab der nächsten Woche sind sämtliche Stacheldrahtzäune im County verboten, die Viehzüchtervereinigung hat deswegen in der Hauptstadt bereits eine einstweilige Verfügung beantragt. Und das eine sage ich euch, wenn dieser Antrag in Kraft tritt und eure Zäune dann noch immer das Land verschandeln, reißen wir die Pfosten nieder und wickeln euch höchstpersönlich in den Draht. So und jetzt geht nach Hause und denkt darüber nach, was ich gesagt habe.«

Die Siedler schwiegen. Keiner wusste so recht, wie er sich verhalten sollte. Einige von ihnen blickten betreten zu Boden, andere musterten Osgood und seine Männer geradezu feindselig.

Aber keiner folgte der Aufforderung des Ranchers, nach Hause zu gehen.

Ethan Osgoods Gesicht färbte sich rot. Mit einem wilden Knurren riss er seine Waffe aus dem Holster.

»Los jetzt, ihr verdammten Schollenbrecher, verschwindet oder meine Männer machen euch Beine!«

Wie zur Bestätigung seiner Worte hielten die Reiter plötzlich alle ihre Colts in den Händen und feuerten sie ab. Als die ersten Kugeln das Scheunendach durchbrachen, zogen die Farmer die Köpfe ein und rannten ins Freie.

Nur Jesse Talbot nicht.

Der Farmer stand mit geballten Fäusten neben der Werkzeugkiste und knirschte in hilfloser Wut mit den Zähnen.

Hamilton County, 20. November 1876

Der Morgen begann mit eisigen Temperaturen und es wurde nicht wärmer, je länger der Tag andauerte. Am Abend zuvor hatte es strengen Frost gegeben, dem bis zum Morgengrauen nasser Schneefall folgte. Jetzt stand die Sonne einer frostigen Scheibe gleich am Horizont und überzog das Land mit goldgelbem, kalten Licht.

Charles Dawley kam gegen Mittag mit seinem einspännigen Farmwagen aus den Hügeln heraus, hinter denen seine Farm lag. Zielsicher lenkte er das Gespann auf die schneebedeckte Frachtstraße, die keine drei Meilen weiter in die Mainstreet des kleinen Viehzüchterstädtchens Pottsville mündete. Er hatte den Kragen seines Wintermantels hochgeschlagen, den Filzhut tief in die Stirn gezogen und sich seinen Schal bis zur Nase hoch ums Gesicht geschlungen, sodass nur noch seine Augenpartie zu sehen war.

Dennoch fror Dawley jämmerlich.

Durch das stundenlange, fast reglose Verharren auf dem Kutschbock war ihm die Kälte in alle Glieder gekrochen. Seine Hände waren trotz der dicken Fellhandschuhe blau gefroren und in seinen buschigen Augenbrauen hatten sich unzählige fingernagelgroße Eisstücke festgesetzt. Das Einzige, was ihn noch ausharren ließ, war der Gedanke an den heißen Punsch, den Sam Stone, der Besitzer des Mercantile Stores von Pottsville, seinen Kunden immer in den kalten Wintermonaten während ihres Einkaufs servierte.

Beim Anblick der ersten Häuser von Pottsville schmalzte Dawley mit der Zunge und zog die Zügel an. Die Pferde stemmten sich ins Geschirr und trabten in Richtung Stadtmitte.

Ein paar besonders eifrige Bürger hatten nicht nur ihre Häuser, sondern auch die Mainstreet freigeschaufelt, und so türmten sich nun rechts und links der Straße mehr als kniehohe Schneewälle auf. Der Farmer kam deshalb gut voran und erreichte Stones Laden bereits nach kurzer Zeit. Dort brachte er seinen hochrädigen Wagen mit einem weiteren Zügelruck rumpelnd zum Stehen.

Dawley zog die Wagenbremse an und war gerade im Begriff vom Bock zu steigen, als er mitten in der Bewegung verharrte. Erst jetzt fiel ihm auf, was er schon bei seiner Ankunft in Pottsville zwar bemerkt, aber nicht weiter darüber nachgedacht hatte.

Die Stadt war wie ausgestorben.

Stirnrunzelnd sah sich Charles Dawley um.

Okay, es war kalt und niemand ging bei diesen Temperaturen gerne nach draußen, aber so verlassen wie heute hatte er den Ort noch nie vorgefunden. Es war immer jemand auf den Straßen zu sehen, Frauen beim Einkaufen, spielende Kinder oder Männer, die ihren Geschäften nachgingen. Das kleine Rinderstädtchen zählte beinahe siebzig Seelen, doch abgesehen von vier gesattelten Pferden vor dem Longhorn-Saloon war kein Anzeichen von Leben zu erkennen.

Ein ungutes Gefühl beschlich Dawley und der Farmer beeilte sich, in den Store zu kommen. Vielleicht konnte ihm Stone ja erklären, was hier vor sich ging.

Drinnen war es angenehm warm. Es roch nach Leder, nach Waffenöl, allerlei Gewürzen, Kaffee und den vielen anderen Dingen, die es in jedem Store westlich des Mississippis zu kaufen gab.

Nach einem kurzen Rundumblick lief Dawley schnurstracks auf den bullernden Kanonenofen zu.

Hastig zog er die Fellhandschuhe aus und hielt die Hände über die heiße Ofenplatte. Die Eiskristalle in seinen

Augenbrauen begannen augenblicklich zu schmelzen. Währenddessen stampfte er abwechselnd mit den Füßen auf, um deren Blutfluss wieder in Gang zu setzen, der in der Kälte praktisch ausgesetzt hatte. Für einen Moment verzog er das Gesicht, denn das zirkulierende Blut stach tausend Nadelstichen gleich in seinen Beinen. Dann aber zauberte der Anblick der großen Blechkanne, die auf dem Ofen stand und in dem Sams viel gepriesener Punsch vor sich hin köchelte, ein zufriedenes Lächeln auf seine Lippen.

Es hatte sich offensichtlich nichts geändert, seit er das letzte Mal zum Einkaufen hier gewesen war.

Aber das hatte nur den Anschein.

Im selben Moment, als Sam Stone durch den Holzperlenvorhang kam, der sein Lager vom eigentlichen Verkaufsraum trennte, und so nervös wie eine Jungfrau vor der alles entscheidenden Nacht seinen Platz hinter die Ladentheke einnahm, wusste Charles, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Er bemerkte es an Stones Gesicht, das plötzlich leichenblass wurde, als er ihn erkannte, er sah es an seinem hektischen Gehabe und er erkannte es an dem Umstand, dass sich keinerlei Kundschaft in dem Geschäft aufhielt.

Dawleys Stimme klang verhalten, als er den Storebesitzer begrüßte.

»Hallo Sam, was ist denn heute los? So ruhig war es doch noch nie in deinem Laden.«

Das Gesicht des Storebesitzers verzog sich zu einem gequälten Lächeln, als er dem Farmer antwortete: »Hallo Charles, was ... was machst du denn hier?«

»Was soll diese Frage?«, erwiderte Dawley und schüttelte etwas konsterniert den Kopf.

»Einkaufen natürlich, oder was denkst du, warum ich hier bin? Wegen deiner blauen Augen bestimmt nicht.«

Noch während er redete, griff er mit seiner Rechten in die Manteltasche, wühlte kurz darin herum und hielt Stone schließlich einen verknitterten, eng beschriebenen Zettel unter die Nase. »Hier«, sagte der Farmer.

»Was ... was ist das?«, stammelte der Ladenbesitzer, während er entsetzt auf das Papier starrte.

»Na die Einkaufsliste. Die Sachen, die ich brauche. Verdammt Sam, was soll das? Was ist hier los?«

»Ich ... ich ...«, druckste Stone herum, bis es schließlich aus ihm herausplatzte. »Ich kann dir nichts geben! Es ist seit gestern verboten, an Farmer und Siedler etwas zu verkaufen.«

Heißer Zorn stieg in Dawley auf. »Wer hat das verboten?«, fragte er scharf, obwohl er die Antwort schon zu kennen glaubte.

»Osgood«, sagte der Ladenbesitzer wie zur Bestätigung seiner Frage. »Er und die anderen Viehzüchter waren gestern hier und haben jedem Geschäftsmann in der Stadt gedroht, ihm den Laden anzuzünden, wenn er auch nur ein Stück trockenes Brot an die Siedler verkauft.«

Charles Dawley schüttelte ungläubig den Kopf. »Diese Schweine.«

Einen Moment schien er zu überlegen, doch dann straffte sich seine Gestalt.

»Okay, pack mir wenigstens das Notwendigste ein, dann verschwinde ich wieder. Alles andere muss ich dann wohl in Hamilton kaufen.«

»Tut mir leid, Charles. Aber es geht nicht. Ich kann dir nicht mal einen rostigen Nagel verkaufen, sonst macht Osgood Kleinholz aus meinem Laden. Versteh mich doch bitte!«

Der Farmer öffnete den Mund und trat dabei instinktiv einen Schritt zurück. Es schien, als hätte es ihm regelrecht die Sprache verschlagen. Einen Moment rang er sichtlich

nach Worten, doch bevor er dem Ladenbesitzer antworten konnte, meldete sich eine stahlharte Stimme aus dem Hintergrund.

»Was soll er denn verstehen?«

*

Die Männer zuckten zusammen, als wären sie in ein Nest voller Klapperschlangen getreten, und wandten sich fast gleichzeitig um. Stones Augen wurden so groß wie Spiegeleier, als er die vier Gestalten erkannte, die, während er sich mit dem Farmer unterhalten hatte, unbemerkt in seinen Laden gekommen waren.

Schweiß stand plötzlich auf seiner Stirn, während sich Dawleys Gesicht bei ihrem Anblick mehr und mehr verfinsterte.

Die vier standen breitbeinig im Eingangsbereich, als gehörte ihnen der Store, und grinsten anzüglich. Ihre Hände schwebten wie Vogelkrallen über den Revolvern. Jetzt wusste Charles auch, wem die vier Pferde vor dem Longhorn-Saloon gehörten. Amos Walker, Sam Fielder und die beiden Nelson-Brüder waren Leute von Osgood. Allerdings keine Cowboys im eigentlichen Sinn sondern eher Männer fürs Grobe.

Der Farmer konnte den aufziehenden Ärger förmlich spüren.

»Was ist Sam? Hast du Bohnen in den Ohren oder warum antwortest du mir nicht!«, fragte Amos Walker mit einer Stimme, die so kalt war wie der Wind, der durch die weit geöffnete Eingangstür hereinströmte.

Sam Stone schien unter den Augen des Mannes förmlich zusammenzuschrumpfen. Hastig zog er den Kopf zwischen die Schultern und hob abwehrend die Hände.

»Nichts, Mister Walker«, sagte er mit beinahe weinerlicher Stimme. »Es ist nichts, ich habe Charles nur zu verstehen gegeben, dass ich ihm nichts verkaufen werde.«

Der Mann, den er mit Walker angeredet hatte, bleckte die Zähne und nickte zufrieden.

»Dann ist es ja gut, Sam. Ich hoffe nur, dass du unsere Anordnungen auch in Zukunft genau befolgst, denn du weißt ja, was sonst passiert.«

Bevor Stone darauf eine Antwort geben konnte, trat Amos Walker mit zwei schnellen Schritten an die Ladentheke und stieß das große Einmachglas mit den eingelegten Gurken, das dort auf dem Tresen stand, zu Boden. Das Glas zerplatzte in tausend Scherben und augenblicklich machte sich der intensive Geruch der essigsauen Gewürzlake in der Luft breit.

Stone stöhnte und krümmte sich, als würde ihm der Anblick des zerbrochenen Glaskrugs körperliche Schmerzen bereiten.

»Oh Entschuldigung«, sagte Walker und grinste herausfordernd. »Was bin ich heute aber auch wieder ungeschickt.«

»Das ... das macht doch nichts, Mister Walker. Lassen Sie nur, ich räum das gleich auf.«

Warum kriechst du ihm denn nicht gleich in den Arsch?, dachte Dawley bitter und wandte sich zornig ab.

Er wusste, dass er hier nicht einmal mehr eine Kaffeebohne erwerben konnte, so eingeschüchtert, wie Stone war. Er musste also in die Countyhauptstadt fahren, um einkaufen zu können. Ein Gedanke, der ihn noch zorniger machte, denn das bedeutete nichts anderes für ihn, als dass er bei dieser Kälte nochmals mindestens zehn Stunden auf dem Kutschbock verbringen musste, um nach Hamilton zu gelangen. Wahrscheinlich noch mehr, denn sein

Gespann würde die Strecke nicht ohne Ruhepausen bewältigen können.

Bevor er aber den Store verlassen konnte, sprach ihn Amos Walker an.

»Einen Moment, Schollenbrecher, wir beide haben auch noch ein Wörtchen miteinander zu reden.«

»Ich wüsste nicht, worüber«, erwiderte Dawley knapp und steuerte unbeirrt auf die Tür zu.

Im selben Augenblick rempelte ihn einer der Männer mit der Schulter an.

Der Farmer geriet ins Taumeln, stolperte über den absichtlich ausgestreckten Fuß von Sam Fielder und fiel mitten in die Reste des Gurkenglases, die überall auf dem Boden verteilt herumlagen. Bevor er sich aufrichten konnte, setzte ihm Walker den Stiefel ins Kreuz.

»Liegenbleiben Schweinebauer! Jetzt hör mal genau zu, was ich dir sage.«

Charles ballte die Fäuste in hilfloser Wut, während er spürte, wie die Nässe der Gurkenbrühe sowie einige der Glasscherben durch den Stoff seiner Jacke drangen.

»Heute kommst du noch einmal glimpflich davon, aber wenn wir dich oder jemand anderen von eurer Siedlerbrut noch einmal in Pottsville sehen, lass ich euch teeren und federn. Hast du mich verstanden?«

Bevor Dawley antworten konnte, wurde er von den beiden Nelsons in die Höhe gezerrt und in Richtung Ausgang geschleift. Dort, auf der Schwelle der Eingangstür, trat ihm Walker dann mit solcher Gewalt in den Hintern, dass er mit ausgebreiteten Armen über den Stepwalk segelte und mit dem Gesicht voraus im Schnee der Mainstreet landete.

Das schadenfrohe Gelächter der Männer gellte selbst dann noch in seinen Ohren, als er Pottsville längst verlassen hatte.

Eine Stunde später hatte Dawley die Stelle erreicht, an der sich der Karrenweg gabelte. Doch anstatt den Weg links nach Hamilton zu nehmen, lenkte er das Gespann nach rechts in Richtung der zweiten Abzweigung, von der er wusste, dass sie ihn ohne Umwege direkt zu Jesse Talbots Farm führte.

Das Einkaufen musste warten, er musste unbedingt mit Talbot reden.

Als Sprecher der Siedler und Farmervereinigung musste Talbot unbedingt erfahren, was in Pottsville vor sich ging. Das Einkaufsverbot stellte fast jedes Mitglied der Vereinigung vor große Probleme. Dawley fror und das nicht nur wegen der Kälte, während er darüber nachdachte, was für Schikanen sich die Viehzüchter wohl sonst noch so alles einfallen ließen. Das Thema beschäftigte ihn derart, dass er gar nicht mehr darauf achtete, was eigentlich um ihn herum geschah. Deshalb bemerkte er auch die beiden Reiter nicht, die ihm bereits, seit er Pottsville verlassen hatte, folgten.

Amos Walker und Sam Fielder gaben sich allerdings auch große Mühe, nicht entdeckt zu werden. Sie hielten soviel Abstand zu dem Farmer, dass er gerade noch als dunkler Punkt in der weitläufigen Winterlandschaft zu erkennen war, und nutzten jeden Baum, jeden Felsen und jede Schneeverwehung, um unentdeckt zu bleiben. Sie änderten ihre Taktik erst, als sich vor ihnen jene Felsengruppe aus dem Schnee erhob, hinter der Talbots Farm lag.

Walker zügelte unvermittelt sein Pferd, drehte sich im Sattel um und wartete, bis Sam Fielder mit seinem Pferd herangetrabt gekommen war.

»Das habe ich mir beinahe gedacht, dass Dawley gleich zu Talbot rennt«, sagte Walker.

Angewidert verzog der Osgood-Reiter das Gesicht.

»Wie ein kleines Kind, das hingefallen ist und heulend zu seiner Mummy läuft. Mein Gott und so was will ein Mann

sein!«

Fielder antwortete mit einem meckernden Lachen. »Was hast du erwartet? Schollenbrecher sind nun mal keine richtigen Männer.«

Walker grinste. »Da hast du auch wieder recht.«

»Und was machen wir nun? Willst du ihm weiter hinterher reiten?«

»Nein, wir wissen ja jetzt, wohin er will. Du reitest zu Osgood und erzählst ihm, dass sich Dawley mit Talbot trifft, und ich verstecke mich dort.«

Walker deutete mit ausgestreckter Hand auf die nahen Berge.

»Was hast du vor?«

»Ich will wissen, was passiert. Fährt Dawley anschließend nach Hause oder weiter nach Hamilton zum Einkaufen und vor allem, was macht Talbot danach. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass die beiden da was aushecken werden.«

»Dann pass bloß auf. Wie ich gehört habe, soll dieser Talbot ziemlich fix mit dem Gewehr sein.«

Walker beugte sich im Sattel vor und strich beinahe liebevoll über seine Winchester, die im Sattelscabbard steckte.

»Nur keine Angst, Sam. Das bin ich auch. So und jetzt reite los, je schneller Osgood erfährt, was los ist, desto besser.«

Fielder tippte sich mit dem Zeigefinger an die Hutkrempe, riss sein Pferd herum und ritt in raschem Galopp wieder zurück. Walker wartete, bis er außer Sicht war, und trabte dann mit seinem Pferd auf die verschneiten Felsen zu. Kurz darauf gelangte er zwischen ihren Ausläufern in eine windgeschützte Mulde. Walker brachte seinen Braunen zum Halten und musterte die Umgebung. Wohin sein Blick auch schweifte, überall war nur nacktes, kahles Felsgestein zu sehen, Geröllhalden mit Schneeverwehungen und

buschbewachsene Abhänge. Ein schmales Lächeln umspielte seine Lippen, als er schließlich auf einer der Felskuppen einen umgestürzten Palo-Verde-Baum entdeckte, dessen Wurzelstränge zusammen mit ein paar halbhohen Felsbrocken eine ideale Deckung bildeten.

Leise piff er durch die Zähne.

Der Platz schien wie für seine Zwecke geschaffen. Von dort oben konnte er das ganze Land übersehen, ohne entdeckt zu werden, zudem bot ihm der abgestorbene Baumriese mit seinem Wurzelwerk auch noch einen gewissen Schutz vor dem kalten Wind.

Ohne zu zögern, glitt Walker aus dem Sattel, schlang die Zügel um die Äste eines winterharten Dornenstrauchs und zog sein Gewehr aus dem Scabbard.

Wenige Minuten später lag er hinter einem der kantigen Felsbrocken, die Winchester griffbereit neben sich gelegt. Außer der Waffe hatte er noch seine Wasserflasche und etwas von dem getrockneten Dörrfleisch mitgenommen, das er immer als Notration in seiner Satteltasche mitführte. Seiner Meinung nach konnte es ziemlich lange dauern, bis er wieder etwas von Dawley oder Talbot zu sehen bekam.

Walker war deshalb mehr als überrascht, als er bereits nach einer Stunde wieder Hufschlag hörte. Vorsichtig hob er den Kopf und zuckte zusammen. Er erkannte den Mann sofort, der da tief über den Hals eines Pferdes gebeugt wie ein Verrückter in Richtung Hamilton jagte.

Was zum Teufel hatte Dawley vor?

Einkaufen konnte es nicht sein, dachte sich Walker, denn sonst wäre der Farmer mit seinem Wagen unterwegs gewesen.

Und warum hatte er es so eilig?

Plötzlich durchzuckte Walker ein entsetzlicher Gedanke.

Dieser Scheißkerl will uns doch nicht etwa den Sheriff oder die Armee auf den Hals hetzen? Walker wusste nicht,

was der Farmer in Hamilton wollte, er wusste nur, dass er handeln musste.

Dawley war inzwischen schon ziemlich nah, der Schnee hatte das Trommeln der Pferdehufe gedämpft. Walker lud die Winchester durch und kniete sich hinter den Felsen, der ihm bisher Deckung geboten hatte.

»Na warte Bürschchen«, zischte er leise. »Egal wohin du so schnell reitest, der alte Amos wird dafür sorgen, dass du dein Ziel nicht erreichst.«

Dann setzte er den Gewehrkolben an die Schulter, stemmte den Ellbogen gegen den Stein und zielte auf den Reiter. Langsam bewegte er den Lauf der Winchester, bis er über Kimme und Korn die Brust des Farmers im Visier hatte. Walker wartete, bis er noch ungefähr einhundert Yards von ihm entfernt war, atmete aus und zog dann ruhig, beinahe vorsichtig den Abzug seines Gewehres durch.

Das Echo des Schusses war noch nicht verhallt, als Dawley aus dem Sattel fiel und sein Pferd mit einem nervösen Wiehern das Weite suchte.

28. November 1876

Über dem ganzen Land lag eine eigentümliche Spannung.

US-Marshall Jim Crown konnte sie deutlich spüren, sowohl bei den wenigen Reisenden, die ihm auf dem Überlandtrail auf seinem Weg in die Countyhauptstadt entgegengekommen waren, als auch bei den Menschen, die über die hölzernen Stepwalks von Hamilton hasteten, während er sein Pferd über die verschneite Mainstreet lenkte.

Jim erkannte sie in ihren Augen und auch an der Art, wie eine Gruppe Weidereiter auf dem hölzernen Vorbau eines Saloons stand, der sich hochtrabend Golden Palace nannte.

Die Blicke, mit denen sie die Bürger der Stadt musterten, waren nicht nur frech, sondern beinahe unverschämt.

Crown senkte den Blick und ritt weiter.

Trotz seines sechszackigen Silbersterns, den er in seiner Hosentasche trug, und des Status eines US-Marshals hatte er keinerlei Handhabe, irgendetwas gegen die streitlustigen Viehtreiber zu unternehmen. Das, was er hier beobachten konnte, fiel in die Zuständigkeit des hiesigen Town Marshals oder in die des County Sheriffs, so wollte es nun mal das Gesetz.

Da er aber sowieso auf dem Weg zum Büro des Sheriffs war, nahm er sich vor, dort das Thema anzusprechen.

Irgendwie erinnerte ihn das Ganze an seine längst vergangenen Zeiten als Cowboy und an jene Nacht, in der er und die anderen Viehtreiber am Cimarron River um eine unruhige Herde herumgeritten waren, während ein nächtliches Gewitter aufzog. Auch damals hatte er eine solche Spannung verspürt, die sich dann beim ersten Blitz und Donnerschlag in einer donnernden Stampede aufgelöst hatte.

Nur handelte es sich in diesem Fall nicht um Rinder, sondern um Menschen. Jim konnte nur hoffen, dass sich die Spannungen diesmal nicht in irgendwelchen Gewalttaten entluden.

Nachdenklich drängte er sein Pferd die breite Mainstreet hinunter, die von einem Ende zum anderen kerzengerade durch die ganze Stadt verlief.

Dass außer dem leisen Geräusch, das die Hufe seines Pferdes im Schnee der Straße verursachten, kaum ein anderer Laut zu hören war, machte die Situation noch beklemmender.

Er ließ sein Pferd mit hängenden Zügeln vor dem Büro des Sheriffs zurück, blieb noch einen Augenblick auf der Straße

stehen, um sich umzusehen, und ging dann zur Eingangstür.

Er öffnete sie und trat über die Schwelle.

Hinter dem Schreibtisch saß ein Mann, der die Beine auf die Schreibtischplatte gelegt hatte und an einer dampfenden Kaffeetasse nippte. Er hob den Kopf und verzog das Gesicht.

»Tür zu!«, bellte er ungehalten.

Crown zog die Tür hinter sich ins Schloss.

»Was zum Teufel wollen Sie denn um diese Zeit hier? Es ist kurz nach zwölf, also Mittagszeit.«

Statt einer Antwort fischte Crown seinen Stern aus der Tasche.

Die Augen des Mannes weiteten sich jäh. Er stellte die Kaffeetasse ab, nahm die Beine vom Tisch und schoss aus dem Stuhl hoch, als würde seine Hose in Flammen stehen.

»Ha... hallo Marshal, Sie wollen sicher zum Sheriff?«

Crown nickte. »Ja. Können Sie mir sagen, wo ich ihn finde, oder sind Sie es am Ende selber?«

»Nein, nein«, sagte der Mann und schüttelte dabei seinen Kopf so heftig hin und her, dass Crown die Befürchtung hegte, dieser würde ihm jeden Moment von den Schultern fallen.

»Ich bin bloß der Deputy. Sheriff Benton ist drüben im Golden Palace Saloon beim Mittagessen. Soll ich ihn holen?«

Crown dachte einen Augenblick nach und verneinte die Frage dann.

»Ich geh selber hinüber«, antwortete er gelassen, obwohl sich in seinem Kopf die Gedanken überschlugen.

Was zum Teufel war Benton für ein County Sheriff, dass er seelenruhig beim Mittagessen saß und das auch noch in dem Lokal, vor dem sich vier Cowboys postiert hatten, die augenscheinlich Streit suchten, während die Stadt kurz davor war zu explodieren?

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drehte sich Crown auf dem Absatz um und ging langsam zur Tür, bis ihn die Stimme des Deputys verhalten ließ.

»Äh, Marshal, dürfte ich Sie noch um was bitten?«

Crown drehte den Kopf und musterte ihn fragend. »Und das wäre?«

»Sagen Sie Benton bitte nichts darüber, ich meine ... das mit meinen Füßen auf dem Tisch und dass ich Sie angefahren habe, die Tür zuzumachen. Ich brauch diesen Job.«

»Soll das etwa heißen, Sie bekommen Ärger, nur weil Sie die Füße auf den Tisch gelegt haben?«

Der Deputy senkte den Kopf, bevor er kleinlaut auf die Frage antwortete.

»Es ist nicht irgendein Tisch, es ist sein Tisch. Aber das kann man nur verstehen, wenn man ihn kennt. Benton war schon immer etwas schwierig.«

»Keine Sorge, ich werde schweigen wie ein Grab«, sagte Crown und verließ das Büro.

Auf dem Weg zum Saloon beobachtete er, wie die vier streitbaren Cowboys mit ihren Pferden zum Mietstall hinüber wanderten. Offensichtlich hatten sie vor, noch etwas länger in der Stadt zu bleiben. Nicht nur aus diesem Grund nahm sich Crown vor, diesen County Sheriff einmal etwas genauer in Augenschein zu nehmen.

Seine Hand legte sich instinktiv auf das Holster an seiner rechten Seite, indes er mit seiner anderen Hand die Schwingtüren am Eingang des Saloons zurückstieß.

Der dahinter liegende Raum war gut gefüllt.

Entlang der wuchtigen Bartheke stand mindestens ein halbes Dutzend Männer und von den umstehenden runden Tischen war nahezu jeder belegt. Crown konnte zunächst niemanden entdecken, der einen Stern trug. Erst, als er den Kopf drehte und sein Blick in die hinterste Ecke des Raumes

glitt, sah er dort an einem kleinen Tisch einen stämmigen Mann vor einem halb gefüllten Teller sitzen. Er trug eine ärmellose Kalbslederweste, die das Abzeichen auf seiner Hemdbrust fast vollständig verdeckte.

Als Jim Crown zu ihm hinüber ging und vor dem Tisch stehen blieb, legte der Mann Messer und Gabel zur Seite und blickte auf.

»Sheriff Benton?«, fragte Jim ruhig.

Der Mann nickte und musterte ihn aus schmalen Augen.

Crown hingegen benötigte nur Sekunden, um sich ein Bild von dem Sheriff zu machen.

Er erkannte sofort, dass dieser mürrisch dreinblickende Mann mit dem niedrig geschnallten Colt und dem harten, kantigen Gesicht jede Menge Verdruss ausstrahlte, genauso wie er von seinen Mitmenschen auch nichts als Verdruss erwartete.

Crown sah es an dem schmalen Tisch, der außerhalb des Lichtscheins im Saloon stand, an der Schrotflinte, die mit gespanntem Hahn neben dem Teller auf dem Tisch lag, und daran, dass er im Gegensatz zu allen anderen Gästen als Einziger mit dem Rücken zur Wand saß.

»Ihr Deputy hat mir gesagt, wo ich Sie finden kann. Mein Name ist Crown, United States Marshal Jim Crown.«

»Was wollen Sie von mir?«, schnarrte William Benton.

Crown runzelte die Stirn.

Es stand zwar kein weiterer Stuhl am Tisch, aber die Höflichkeit hätte es geboten, ihn einzuladen, sich von einem der anderen Tische einen freien Stuhl zu nehmen und sich zu ihm zu setzen. Aber gute Manieren und Freundlichkeit schienen ebenfalls Dinge zu sein, die in Bentons Welt nicht existierten.

»Da es sich um eine dienstliche Angelegenheit handelt, würde ich vorschlagen, wir besprechen das Ganze besser in Ihrem Büro.«

William Benton verzog die Lippen zu einem freudlosen Grinsen.

»Sie sind in meinem Büro«, sagte er und deutete auf den Tisch. »Also schießen Sie los! Um was geht es?«

Mit einem ungläubigen Gesichtsausdruck blickte Crown erst nach rechts und dann nach links.

»Im Gegensatz zu meinem offiziellen Büro treffe ich hier das halbe County. Wenn irgendwas in diesem Land im Busch ist, erfahre ich es hier am ehesten, egal ob es sich um einen besoffenen Stadtrat handelt, einen Eierdieb oder ob sich hier jemand in der Gegend aufhält, dessen Gesicht auf einem Steckbrief zu bewundern ist. Hier spielt das Leben und nicht in diesem Lehmkasten von Sheriff Office, den mir die Stadt zur Verfügung gestellt hat. Ich denke, Sie verstehen, was ich meine.«

»Dann frage ich mich, wie es kommt, dass Sie nichts gegen den Zaunschneiderkrieg unternehmen, der seit Wochen in Ihrem Bezirk tobt, wenn Sie doch, wie Sie sagten, hier am Lebensnerv des Countys sitzen.«

Crowns Stimme wurde mit jedem Wort im gleichen Maße härter, wie es im Saloon stiller wurde. Die Anzahl der Männer, die zu ihnen herüberblickten, vergrößerte sich dabei im Sekundentakt.

»Oder wollen Sie es am Ende gar nicht wissen?«

Benton schoss derart ungestüm in die Höhe, dass der Stuhl, auf dem er gesessen hatte, mit lautem Poltern hinter ihm zu Boden fiel. Sein Gesicht war zornesrot, die Adern in seinem Hals traten hervor und seine Augen blitzten.

»Jetzt hören Sie mir mal zu, Marshal«, sagte Benton unwirsch, wobei er das letzte Wort deutlich abfällig aussprach. »Wie ich meinen Job mache, müssen Sie schon mir überlassen. Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich tue, und ich lasse mir deshalb auch von niemandem dreinreden, auch nicht von einem Marshal. Außerdem

wissen Sie so gut wie ich, dass Sie mir in diesen Dingen nichts zu sagen haben. Ich kann zwar mit Ihnen zusammenarbeiten, aber so, wie Sie sich gerade hier eingeführt haben, wird es dazu wohl nicht kommen. So, und jetzt würde ich gerne weiter essen. Guten Tag, der Herr.«

Ohne Crown auch nur noch eines Blickes zu würdigen, stellte Benton den Stuhl wieder an den Tisch, setzte sich und begann zu essen.

»Wie Sie wollen, Sheriff«, entgegnete Crown. »Trotzdem können Sie mir nicht verbieten, dass ich weiterhin in diesem Zaunschneiderkrieg ermitteln werde.«

»Was für ein Zaunschneiderkrieg, verdammt noch mal?«, fragte Benton kauend. »Wenn sich ein paar sture Siedler mit einigen hitzköpfigen Cowboys prügeln, ist das für mich noch lange kein Krieg, sondern lediglich eine Auseinandersetzung unter Männern. Glauben Sie mir, spätestens in der Adventszeit sitzen alle wieder einträglich unterm Tannenbaum und trinken Brüderschaft. Warum soll ich mir deswegen einen Kopf machen?«

»Das sehe ich ein bisschen anders, Sheriff Benton. Zwei Farmer, die man fast totgeschlagen hat, eine friedliche Versammlung, die von den Rinderleuten gewaltsam aufgelöst wurde, fast einhundert Menschen, denen der Zugang zur nächsten Stadt verwehrt wird, und dazu noch das Verbot, dort einzukaufen, ist meiner Ansicht nach mehr als nur eine kleine Auseinandersetzung. Vor allem dann, wenn dazu noch einer der Farmer hinterhältig aus dem Sattel geschossen wird.«

Benton ließ das Besteck klirrend auf den Teller fallen und hob ruckartig den Kopf.

»Angeschossen? Davon weiß ich nichts, das müssen Sie mir glauben.«

Obwohl Crown den County Sheriff erst seit ein paar Minuten kannte, schenkte er seinen Worten Glauben. Trotz

des mürrischen Wesens und seiner etwas merkwürdigen Auffassung von der Ausübung seines Amtes schien er eine ehrliche Haut zu sein. Crown hatte sich im Laufe der Jahre genug Menschenkenntnis angeeignet, um zu wissen, ob er einen Halunken vor sich hatte oder einen anständigen Kerl.

»Wissen Sie, wie der Mann heißt, auf den geschossen wurde?«

Crown nickte. »Sein Name ist Charles Dawley. Kennen Sie ihn?«

Benton zuckte merklich zusammen.

»Natürlich! Steve, sein ältester Sohn war einer der Männer, die man verprügelt hatte. Was ist passiert?«

»Dawley war der Erste, den das Einkaufsverbot in Pottsville getroffen hat. Er ist danach sofort zu Jesse Talbot, dem Sprecher der Siedler, gefahren, um ihn zu informieren. Dort haben die beiden beschlossen, dass Dawley in die Hauptstadt reitet und an den Gouverneur telegraphiert, während Talbot die Siedler zusammentrommelt, um zu ihrem Selbstschutz eine Art Miliz auf die Beine zu stellen. Charles Dawley war noch keine drei Meilen unterwegs, als man auf ihn geschossen hat.«

»Ist er ...« Benton ließ das letzte Wort unausgesprochen.

»Nein, Dawley hat nicht nur eine Bärennatur, sondern auch unwahrscheinlich Glück. Die Kugel ist in seiner Brust stecken geblieben, ich nehme mal an, der Schütze war zu weit weg. Das war sein erstes Glück, denn hätte die Kugel seinen Körper durchschlagen, wäre er durch den Aufprallschock und den Blutverlust durch das faustgroße Austrittsloch, das eine Gewehrkuugel hinterlässt, wahrscheinlich gleich gestorben. Trotzdem hätte er den Tag nicht überlebt, weil er entweder an einer Bleivergiftung eingegangen wäre oder durch die Kälte. Sein zweites Glück war, dass ihn der Arzt aus Hamilton zufällig gefunden hat,

weil ihm Dawleys verschrecktes Pferd über den Weg gelaufen war.«

»Murphy?«, fragte Benton. »Was hatte denn der Doc da draußen zu suchen? Normalerweise verlässt er die Stadt nur noch in Ausnahmefällen, schließlich ist er nicht mehr der Jüngste.«

»Es war ein Ausnahmefall. Murphy war über Nacht auf einer nahegelegenen Heimstätte, weil die Frau des Siedlers eine komplizierte Steißgeburt hatte und deshalb nicht transportfähig war. Nur deshalb erfuhr Gouverneur Coke doch noch etwas von dem Geschehen in Ihrem County. Soviel zu Ihrer harmlosen Auseinandersetzung unter Männern. Also, was gedenken Sie nun zu unternehmen?«

Einen Moment lang hatte es den Anschein, als hätte es dem Sheriff die Sprache verschlagen. Aber dann strafften sich seine Schultern und er langte nach der Schrotflinte. In seinen Augen lag dabei eine wilde Entschlossenheit.

»Ich schätze, ich werde mit Osgood und den anderen Viehzüchtern noch heute ein paar ernste Worte reden müssen.«

»Soll ich mitkommen?«

Benton verneinte. »Wenn Osgood und die anderen Viehzüchter sehen, dass mich ein US-Marshal begleitet, kommen sie womöglich auf den Gedanken, dass ich nicht fähig bin, mein Amt allein auszuüben. Dann hätte ich einen noch schwereren Stand im Land, als ich ihn ohnehin schon habe. Nein, es ist besser, wenn Sie vorläufig in der Stadt bleiben. Sobald ich zurück bin, reden wir miteinander.«

»Wie Sie wollen. Sie sollen Ihre Chance haben. Aber über eines müssen Sie sich im Klaren sein, ich bin nicht nach Hamilton gekommen, um die Hände in den Schoß zu legen. Die Anweisungen des Gouverneurs sind unmissverständlich. Ich reise erst wieder ab, wenn diese Auseinandersetzungen beendet sind und hier wieder Frieden herrscht.«

*

Ethan Osgoods Ranch lag unweit des Leon Rivers. Dort, am nördlichen Ende eines kleinen Seitentals, duckten sich die Gebäude des Anwesens zwischen schneebedeckten Felsen und froststarrten Palo-Verde-Bäumen an den Fuß einer sanft geschwungenen Hügelkuppe.

Das Ranchhaus war ein lang gezogener rechteckiger Adobebau mit dicken Lehmziegeln und einem flachen Dach, das mit schweren Balken verstärkt war, deren Holz aus den Wäldern der nahen Berge stammte. Die Fenster ähnelten eher den Schießscharten einer mittelalterlichen Trutzburg als denen eines Wohnhauses und die wuchtige Eingangstür war noch zusätzlich mit schweren Eisenbeschlägen verstärkt.

Das ganze Haus glich einer einzigen Festung, aber wer die von Axthieben, Kugellöchern und Pfeilspitzen übersäte Oberfläche der Tür sah, wusste auch, warum.

Rechts neben dem Wohnhaus reihten sich mehrere ebenso stabil errichtete Scheunen und Stallungen aneinander, links davon standen das Mannschaftshaus und ein weitläufiger Corral, der im Moment allerdings leer war.

Sheriff William Benton erreichte die Ranch mit Einbruch der Dämmerung.

Auf der Ranch selbst war bis auf die drei Pferde, die am Haltebalken vor dem Haupthaus angeleint waren, kein Anzeichen von Leben zu entdecken. Benton lenkte seinen Wallach auf die Pferde zu, glitt aus dem Sattel und schlang die Zügel um den Holm. Bevor er den hölzernen Verandabau des Hauses betrat, warf er noch einen Blick auf die drei Vollblütler neben seinem Braunen. Die Tiere waren alles andere als Durchschnittspferde genauso wie das Zügelwerk und die Sättel. Jeder einzelne davon kostete

unter Brüdern garantiert mehr Geld, als ein Cowboy im Jahr verdiente.

Benton wusste, auch ohne dass es ihm jemand gesagt hätte, dass diese Traber den drei größten und einflussreichsten Ranchern des Countys gehörten. *Das trifft sich gut*, dachte Benton noch, *dann kann ich mir ja den Weg zu ihnen sparen*. Er setzte seinen rechten Stiefel auf den blank gefegten Holzboden der Veranda.

Im gleichen Augenblick ertönte neben ihm eine befehlsgewohnte Stimme.

»Halt, Benton! Du kannst da nicht rein, Osgood hat gerade wichtigen Besuch, er will nicht gestört werden.«

Dann löste sich aus dem Schatten von einem der Verandapfosten die grobschlächtige Gestalt von Amos Walker, der ihm mit ausgestreckten Armen den Weg versperrte.

»Wer ist bei deinem Boss, Case und Sheridan?«

»Yeah und Evans«, erwiderte Walker.

Benton nickte, als er sich in seinen Vermutungen bestätigt sah, was die Besitzer der drei Pferde betraf.

»Gut, dann geh mal rein und sag den Ranchern, dass ich sie sprechen muss, und zwar alle!«

»Bist du verrückt? Osgood hat zu mir gesagt, dass er nicht gestört werden will. Wenn ich jetzt trotzdem da reingehe, reißt er mir den Kopf von den Schultern. Du kennst ihn ja.«

Bentons Augen verengten sich zu schmalen Schlitzern.

»Wie du willst, dann geh ich eben allein da rein.«

»Das wirst du nicht!«

»Willst du dich etwa mit dem County Sheriff anlegen, Walker?«, fragte Benton.

Seine Stimme klang gefährlich leise und seine Rechte lag nicht nur zufällig auf dem verschrammten Griff seines 45ers.

Einen Moment sah es so aus, als wollte Walker trotzdem Widerstand leisten, aber dann sackten seine Schultern herab und er machte eine resignierende Handbewegung.

»Also gut, aber erst geh ich da rein. Du wartest hier, bis ich wieder da bin, verstanden?«

»Verstanden.«

Benton musste keine zwei Minuten warten. Zuerst hörte er Osgood lauthals fluchen, dann mehrere Stimmen, die aufgeregt durcheinanderredeten, und schließlich erschien Walker wieder auf der Haustürschwelle. Sein Gesicht war puterrot, aber seine Augen blitzten vor unverhohlener Wut.

»Okay, du kannst reingehen, aber das eine sage ich dir, wenn mich Osgood deinetwegen noch einmal so zusammenfaltet, breche ich dir sämtliche Knochen, egal, ob du der Sheriff bist oder nicht.«

Wortlos ging Benton an ihm vorbei.

Drinnen führte ein kleiner Vorraum, dessen Einrichtung nur aus einer Holzkommode und mehreren eisernen Kleiderhaken an der Wand bestand, direkt in das riesige Wohnzimmer. Der Raum war trotz der Größe und der Bedeutung der Ranch geradezu karg eingerichtet. Der einzige Luxus, den sich Osgood gönnte, waren vier wuchtige Ledersessel, die um einen zum Tisch umgearbeiteten Baumstrunk vor dem offenen Kamin gruppiert waren. Der Rest des Inventars bestand lediglich aus ein paar gegerbten Rinderhäuten auf dem dunklen Holzboden und mehreren bunt gewebten Indianerdecken und altertümlichen Waffen an den Wänden. Ein schmaler Schreibtisch mit verkratzter Platte und ein Holzschrank mit mehr Schrammen und Macken, als das County Einwohner zählte, vervollständigten das Inventar. Osgood und die anderen Viehzüchter standen jeder mit einem Glas Whisky in der Hand um den Kamin herum und musterten den eintretenden Sheriff mit argwöhnischen Blicken.

»Wie du siehst, habe ich Gäste«, schnarrte der Hausherr statt einer Begrüßung. »Ich hoffe daher für dich, dass du einen triftigen Grund für deinen Besuch hast, denn du störst, und zwar gewaltig.«

»Ich denke, ein Mann, der hinterhältig aus dem Sattel geschossen wurde, ist mehr als ein triftiger Grund, Ethan.«

»Von was redest du da?«

»Tu doch nicht so, als ob du nichts davon gewusst hast.«

»Verdammt William, was soll die Scheiße! Kannst du mir das bitte erklären?«

»Da gibt es nicht viel zu erklären. Erst verbietet man den Siedlern in Pottsville, die Stadt zu betreten und dort einzukaufen, dann schießt man Charles Dawley, einen ihrer Sprecher hinterrücks aus dem Sattel. Verdammt Osgood, bisher habe ich noch ein Auge zugeedrückt, wenn ihr und die Siedler mal wieder aneinandergeraten seid, aber bei versuchtem Mord hört die Freundschaft auf.«

Osgoods Gesicht verfinsterte sich jäh.

»Wie redest du denn mit uns? Ich glaube, du hast vergessen, wem du diesen Job zu verdanken hast!«

»Ethan hat recht«, sagte einer der anderen Rancher.

Walter Case gehörte genauso wie die anderen Männer zu den ersten Pionieren, die sich im Hamilton County niedergelassen und eine Ranch gegründet hatten.

»Ohne uns wäre das Land noch heute eine Wildnis oder würde den Indianern gehören. Du könntest uns gegenüber also ruhig etwas Dankbarkeit zeigen und versuchen, unsere Interessen besser zu vertreten. Ohne uns wärst du nämlich immer noch das, was du vorher gewesen bist, bevor wir dir den Stern an die Brust geheftet haben. Ein einfacher Viehtreiber ohne Geld und ohne Zukunft.«

»Du hast gehört, was Case gesagt hat«, meldete sich Osgood wieder zu Wort. »Also schwing deinen Arsch wieder in den Sattel und sieh zu, dass du die Angelegenheit so

rasch wie möglich erledigst. In unserem Sinne natürlich. So und jetzt verschwinde, wir haben hier nämlich noch geschäftlich eine Menge zu besprechen.«

»Ich fürchte, dazu ist es inzwischen zu spät.«

Osgood verharrte mitten in der Bewegung und stellte sein Glas mit einem harten Ruck auf dem Kaminsims ab. Seine Gesichtszüge wurden starr wie die einer Maske, als er sich dem Sheriff zuwandte. »Was soll das heißen?«, fragte er leise. Trotzdem war der gefährliche Unterton in seiner Stimme nicht zu überhören.

»Dass die ganze Angelegenheit nicht mehr nur in meinen Händen liegt. Tut mir leid, Osgood, aber ihr habt es zu toll getrieben. Talbot und Dawley haben dem Gouverneur deshalb eine Nachricht zukommen lassen.«

»Na und? Du glaubst doch nicht etwa, dass Coke auf das Geschwätz dieser Schollenbrecher eingeht! Der Gouverneur war schon immer ein Rindermann, er steht auf unserer Seite.«

»Anscheinend nicht mehr, denn er hat einen US-Marshal losgeschickt. Sein Name ist Crown, Jim Crown, ein ziemlich harter Hund. Er ist heute Mittag in Hamilton eingetroffen und so, wie er gesagt hat, wird er dieses County erst wieder verlassen, wenn hier Frieden herrscht.«

Bevor sich irgendeiner der Rancher zu Wort melden konnte, tippte Benton mit dem Zeigefinger seiner Rechten an die Hutkrempe und wandte sich um.

»Einen schönen Abend noch, Männer, und denkt darüber nach, was ich gesagt habe.«

*

Sekundenlang war in Osgoods Wohnzimmer nur das Prasseln des Kaminfeuers zu hören. Die Rancher standen

wie erstarrt vor den zuckenden Flammen und blickten sich ungläubig an.

David Evans, der Eigentümer der Circle Ranch, war es schließlich, der als Erster seine Sprache wiederfand.

»Ein US-Marshal! Verdammt, so einer hat uns hier gerade noch gefehlt!«

»Jetzt reg dich mal wieder ab, David«, sagte Clint Sheridan. »Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Benton wird das schon regeln. Wofür haben wir ihn schließlich?«

»Benton?« Ethan Osgood spuckte den Namen aus, als wäre sein Träger der pure Abschaum. »Den könnt ihr vergessen. Habt ihr nicht das Flackern in seinen Augen gesehen, als er den Marshal erwähnte? Dem geht der Arsch auf Grundeis. Glaubt mir, der hat die Hosen gestrichen voll. Benton ist es egal, ob uns die Forderungen der Siedler in den Ruin treiben. Er wird alles tun, um seinen Posten nicht zu verlieren. Selbst wenn er dem Gouverneur und diesem Marshal dafür bis zum Hals in den Arsch kriechen müsste.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. Benton weiß doch genau, dass er ohne unsere Unterstützung keine Chance auf eine Wiederwahl hat.«

»Da täusch dich mal nicht, Clint«, sagte Evans, bevor einer der anderen antworten konnte. »Selbst wenn wir alle unsere Jungs mobilisieren und jeden Pfeffersack, der in Hamilton oder Pottsville davon lebt, dass wir mit ihm Geschäfte machen, zur Urne schicken, würde das nicht ausreichen. Die Siedler sind uns inzwischen, wenn sie denn untereinander einig sind, drei zu eins an Wahlstimmen überlegen. Ob wir es wollen oder nicht, der nächste Sheriff wird ein Mann der Siedler und Farmer.«

»Scheiße«, sagte Clint Sherman. »Und was machen wir jetzt?«

Er hatte kaum ausgesprochen, als sich alle Augen auf Ethan Osgood, ihren Wortführer, richteten.

»Zurückschlagen, was denn sonst! Wenn wir jetzt dem Treiben der Siedler kein Ende machen, haben sie spätestens nach dem Frühjahr das ganze Land mit diesem verdammten Stacheldraht eingezäunt. Dann ist es aus mit der freien Weide. Wenn wir unsere Tiere im Sommer nicht mehr in die Berge treiben können, fressen uns die Viecher das ganze Gras von den Talweiden. Das heißt, wir können dort kein Heu mehr machen und haben somit den Winter über keine Futterreserven. Was das bedeutet, muss ich euch wohl nicht extra erklären.«

»Ethan hat recht«, sagte David Evans. »Wenn mir das Heu aus den Tälern fehlt, müsste ich meinen Viehbestand auf ein paar Hundert Tiere reduzieren oder das Futter auswärts kaufen. Aber das ist so teuer, dass ich spätestens in zwei Jahren pleite wäre.«

»Ein paar Hundert Tiere sagst du?«, erwiderte Sheridan. »Das würde bedeuten, dass wir danach nicht mehr viel größer sind als manche von diesen Drei Kühe Ranchern in unserer Nachbarschaft. Holy Shit, ich habe doch nicht mein ganzes Leben geschuftet, um im Alter auf einem Daumnagel großen Stück Land zu sitzen und mir von diesen Schollenbrechern Vorschriften machen zu lassen.«

»Eben.«

Ethan Osgoods Gesicht wurde zusehends grimmiger.

»Deshalb müssen wir bis zu den nächsten Wahlen für klare Verhältnisse sorgen. Die Zäune müssen verschwinden und die Siedler so unter Druck gesetzt werden, dass sie es vorziehen, das Hamilton County zu verlassen.«

»Alles schön und gut, aber was machen wir mit diesem Marshal?«

»Das, mein lieber David, lass mal meine Sorge sein«, sagte Osgood, dessen Mundwinkel sich zu einem gehässigen

Grinsen verzogen hatten.

Die Männer nickten, tranken ihre Gläser aus und machten sich auf den Heimweg. Osgood stand auf der Schwelle seines Hauses und blickte ihnen so lange nach, bis sie im immer schwächer werdenden Licht des Tages aus seinem Blickfeld entschwunden waren. Dann drehte er den Kopf zum Mannschaftshaus hinüber und rief Amos Walkers Namen.

Bereits nach der ersten Wortwiederholung begann es drüben im Bunkhouse zu rumoren. Sekunden später ging die Tür auf und Walkers stämmige Gestalt zeichnete sich im Lichtschein des Mannschaftshauses auf der Schwelle ab.

Kaum hatte er den Rancher erkannt, stiefelte Walker auf seinen Boss zu.

»Sie haben mich gerufen?«

»Kommen Sie mit ins Haus, ich habe mit Ihnen zu reden.«

Neugierig folgte Walker dem Rancher nach drinnen. Doch kaum hatte er die Tür hinter sich ins Schloss gezogen, wirbelte Osgood urplötzlich herum und verpasste ihm mit dem Handrücken einen Schlag ins Gesicht. Der Hieb kam so unverhofft und hart, dass Walker rückwärts taumelte. Seine Augen weiteten sich jäh und auf seinem Gesicht spiegelten sich Überraschung und unverhohlene Wut gleichermaßen wider.

Langsam, beinahe bedächtig wischte er sich mit der Rechten über das Gesicht. Seine Wut steigerte sich ins Unermessliche, als er das Blut aus seiner aufgeplatzten Oberlippe an seinen Fingern kleben sah. Mit einem wilden Fluch wollte er sich auf den Rancher stürzen, doch das metallische Knacken, mit dem Osgood den Hahn seines Revolvers spannte, ließ ihn mitten in der Bewegung verharren.

Angesichts der kreisrunden Mündung, die unmissverständlich auf seinen Bauch zeigte, senkte er in hilfloser Wut seine geballten Fäuste.

»Was soll das, Boss, warum schlagen Sie mich?«

»Weil du es verdient hast, du Idiot!«

»Aber ... aber warum?«

»Habe ich dir nicht gesagt, dass du die Siedler nur einschüchtern sollst? Von Erschießen war nie die Rede.«

»Wenn Sie Dawley meinen, was hätte ich denn tun sollen? Der Kerl hat sich mit Talbot, dem Sprecher der Siedler getroffen und ist dann kurz darauf wie der Teufel in Richtung Hamilton geritten. Er wollte mit Sicherheit mit Sheriff Benton oder, was vielleicht noch schlimmer gewesen wäre, mit der Armee sprechen. Ich sah keine andere Möglichkeit, das zu verhindern.«

»Das ist es auch nicht, was ich dir vorwerfe, sondern die Tatsache, dass du danebengeschossen hast. Dank deines unüberlegten Handelns haben wir jetzt einen US-Marshal am Hals!«

»Aber ... aber ...«

»Nichts aber!«, donnerte Osgood mit einer Stimme, die noch kälter war als das froststarrende Land. »Du wirst in Zukunft nur noch das tun, was ich dir sage, ansonsten Sorge ich persönlich dafür, dass du keine Gelegenheit bekommst, mir jemals wieder zu widersprechen, und ich pflege zu treffen, worauf ich ziele. Hast du mich verstanden?«

Walker, dessen Wut längst einer aufkeimenden Angst gewichen war, senkte schuldbewusst den Kopf. Er kannte Ethan Osgood lange genug, um zu wissen, dass der Rancher keine leeren Drohungen ausstieß.

»Jetzt geh ins Bunkhouse zurück und leg dich schlafen. Nach dem Frühstück schnappst du dir ein paar von den Jungs und reitest zum Leon River. Wenn ihr wieder

zurückkommt, will ich hören, dass es dort keinen Yard Stacheldrahtzaun mehr gibt, der meinen Rindern den Weg in die windgeschützten Flusstäler versperrt. Und jetzt verschwinde, ich muss nachdenken.«

*

Der 1. Dezember des Jahres 1876 war ein eiskalter Tag.

Der Winter hielt Texas nun schon seit mehr als zwei Wochen in seinem eisigen Griff und inzwischen lag über dem gesamten Hamilton County eine fußhohe Schneedecke.

Die Flüsse und Teiche des Landes waren mit einer fingerdicken Eisschicht überzogen und die Kronen der Bäume ächzten und knarzten unter der weißen Last.

Als sich der Tag seinem Ende zuneigte, lenkten drei Reiter ihre Pferde in eine Talmulde, die westlich vom Leon River lag. Kalter, fauchender Wind fegte von den Hügeln herab und ließ die Männer fröstelnd erschauern. Vereinzelt fiel Schnee vom Himmel, der jedoch schon bald zu einem dichten Meer aus wirbelnden, wild umherzuckenden Flocken wurde und den Reitern die Sicht raubte.

»Wenn das so weitergeht, sieht man kaum noch die Hand vor Augen«, rief Sam Fielder in den heulenden Wind.

Amos Walker zog den Schal, den er sich um sein Gesicht gewickelt hatte, bis zum Kinn herunter und grinste. »Ich weiß gar nicht, was du willst, besser kann es doch für uns gar nicht laufen. Oder ist es dir lieber, wenn die Sonne scheint, damit uns die Schollenbrecher schon von Weitem sehen können?«

»Amos hat recht«, sagte David Morton, der jüngste des Trios. »Sobald sich der Wind etwas gelegt hat, werden die Patrouillen der Krautbauern wieder wie böartige Hornissen durch das Land ziehen. Auch wenn diese Nester und Drei

Kühe Rancher lausige Schützen sind, sie sind in der Überzahl und ihre Kugeln sind so tödlich wie die unseren.«

»Hat unser Jüngelchen etwa Angst?«, kicherte Fielder.

Mortons Gesicht wurde augenblicklich feuerrot, was nicht nur an der eisigen Kälte lag.

»Du verdammter Hurensohn, ich zeig dir gleich, wer hier ...«

»Hört auf, euch zu streiten, wir sind gleich da«, unterbrach Walker seine Sattelpartner und deutete mit der Rechten nach vorn. »Ich kann diese verdammten Zäune schon sehen.«

Fielder richtete den Blick nach vorn und nickte grimmig.

Das Bild, das sich ihren Augen bot, verursachte nicht nur ihm Bauchschmerzen.

Dort, wo noch im letzten Sommer ein Mann bis zum Horizont über offene Weide reiten konnte, versperrte jetzt Stacheldraht den Weg und teilte das Land in umzäunte Parzellen, die nicht nur die Bewegungsfreiheit der umherziehenden Rinderherden einschränkten, sondern auch die aller Rancher und Cowboys.

Zur Hölle mit diesen Kleinsiedlern und Heimstätten, dachte Fielder, während sich seine Hand unbewusst um den Griff seines 45ers legte. *Niemand schreibt einem Weidereiter vor, wohin er reiten darf und wohin nicht.*

»Los jetzt«, riss ihn Walkers Stimme jäh aus seinen trüben Gedanken. »Holt eure Drahtscheren raus und schneidet endlich diesen verdammten Zaun durch, bevor wir uns noch alle den Arsch abfrieren.«

Fielder hob den Kopf und blickte sich um.

Amos hatte recht, es wurde tatsächlich immer kälter. Inzwischen hatte es auch aufgehört zu schneien. Die Luft war so bitterkalt, dass jeder Atemzug zur Qual wurde, und die Umgebung verwandelte sich allmählich in eine Eislandschaft.

David Morton sprang als Erster aus dem Sattel und rannte auf den Stacheldraht zu. Im gleichen Moment, in dem er seine Drahtschere ansetzte, wurde ein Gewehr repetiert.

Das Geräusch, das dabei entstand, als die Munition aus dem Magazin in das Patronenlager nachgeladen wurde, hallte überlaut durch die frostklamme Dämmerung.

Morton ließ die Drahtschere sinken und drehte den Kopf langsam zur Seite. Seine Augen weiteten sich jäh, als er sah, wie sich um ihn herum nach und nach etwa ein Dutzend Männer aus dem umliegenden Buschwerk schälte.

Sie hatten sich alle Mehlsäcke über den Kopf gestülpt, in denen drei Schlitze als Löcher für Augen, Mund und Nase geschnitten waren.

Jeder von ihnen hielt ein Gewehr in den Händen und alle hatten den Finger am Abzug.

»Weg vom Zaun!«, rief einer der Maskierten mit schnarrender Stimme. »Los, macht schon und schmeißt endlich die verdammten Drahtscheren auf den Boden!«

Die Weidereiter kamen den Aufforderungen nur ungern nach.

»Was gibt das, wenn es fertig ist?«, fragte Walker rau.

»Was soll das, Cowboy?«, antwortete der Maskierte mit der schnarrenden Stimme. »Ihr kommt heimlich hierher und schneidet unsere Zäune durch, damit eure verdammten Rinder auf unseren Feldern herumtrampeln können, und du fragst, was das hier gibt?«

Bevor Walker darauf etwas erwidern konnte, gab ihm der Maskierte die Antwort selbst.

»Diesmal kommt ihr nicht mehr ungeschoren davon. Wir werden an euch ein Exempel statuieren, das allen Rinderleuten in diesem County ein für alle Mal vor Augen führt, dass wir uns von euresgleichen nicht mehr auf der Nase herumtanzen lassen.«

»Yeah«, sagte ein anderer. »Und jetzt schnallt gefälligst eure Coltgürtel ab.«

Nach einem Moment der Stille sah es so aus, als würden sich die Cowboys in ihr Schicksal fügen. Aber nur für einen Moment, dann reagierten alle drei wie auf einen stummen Befehl hin beinahe gleichzeitig. Sie wollten sich nicht widerstandslos entwaffnen lassen, sie ahnten, was danach folgen würde.

Sam Fielder griff als Erster zur Waffe, dann Amos Walker.

Schüsse fielen, einer der Maskierten griff sich an die Schulter und fiel rücklings in den Schnee. Dann krachten die Gewehre der Vermummten und die Welt schien plötzlich nur noch aus dem Brüllen und Fluchen von Männern und dem hellen Peitschen von Winchester Karabinern zu bestehen. Kugel um Kugel klatschte in die taumelnden Weidereiter. Das Donnern der Gewehre lag noch ohrenbetäubend in der Luft, als es längst vorbei war.

Pulverdampf zog in ätzenden Schwaden durch die Talmulde und in der Luft hing der metallische Geruch von Blut.

Die Cowboys lagen mit seltsam verrenkten Gliedern im Schnee. Es schien, als hätte jemand über jeden von ihnen einen Eimer roter Farbe geschüttet. Man musste kein Arzt sein, um zu erkennen, dass in ihren zerschossenen Leibern kein Lebensfunke mehr weilte.

»Oh mein Gott«, sagte einer der Maskierten und zog sich den Mehlsack vom Kopf. In seinen rehbraunen Augen lag das blanke Entsetzen.

»Seid ihr denn alle verrückt geworden? Es war ausgemacht, dass wir ihnen einen Denkkzettel verpassen, aber doch nicht so etwas. Dafür werden uns die Rinderleute jagen wie tollwütige Hunde.«

2. Dezember 1876

Gähnend richtete sich Jim Crown in seinem Bett auf, schwang die Beine über den Rand und lauschte für einen Moment dem Heulen des Windes, der durch die Straßen der Stadt fauchte. Bis zum Sonnenaufgang war es zwar noch weit, aber bei dem Toben der Naturgewalten, das die Fensterläden im Sekundentakt zum Klappern brachte, war an Schlafen nicht mehr zu denken.

Mit einem Seufzen setzte Jim die nackten Füße auf den blank gescheuerten Holzboden, ging auf den Stuhl am Fußende des Bettes zu und wühlte solange in seinen über der Lehne abgelegten Satteltaschen, bis er eine kleine Schachtel Zündhölzer zutage förderte. Danach ging er zum Nachtschisch, hob den Glaszylinder der darauf stehenden Petroleumlampe an und entzündete den Docht.

Sofort breitete sich ein warmes, fast behaglich wirkendes Licht in dem kargen Hotelzimmer aus. Mit der Lampe in der Hand trat Jim an das kleine Fenster, schob den Vorhang zur Seite und spähte durch die Schlitze des Fensterladens nach draußen.

Der helle Schein des abnehmenden Mondes, der fast senkrecht am klaren Nachthimmel stand, tauchte die Umrisse der Häuser von Hamilton in weißgelbes, fahles Licht. Bis auf eine streunende Katze, die mit eingezogenem Schwanz die Hauptstraße überquerte, war kein anderes Lebewesen zu sehen.

Missmutig legte Jim die Stirn in Falten.

Allmählich hatte er genug vom Schnee, dem Eis und der schneidenden Kälte.

In seinem Alter, inzwischen zählte er etwas mehr als vierzig Winter, gab es weitaus angenehmere Dinge auf der Welt, als bei diesem Wetter auf Verbrecherjagd zu gehen. Sein Pech war nur, das sich die Gesetzeslosen nicht an die

Jahreszeiten hielten. Hatte ihn schon sein letzter Auftrag in die von einem Blizzard heimgesuchten Ebenen von Nordtexas geführt, so hatte es den Anschein, als wären auch diesmal Schnee, Eis und Frost seine ständigen Begleiter.

Ein Anflug von Bedauern überkam ihn, als er wieder einmal an seinen letzten Auftrag und damit auch an das tragische Schicksal jenes Mannes denken musste, der mit ein paar Freunden ausgezogen war, um eines der größten Übel im Leben eines jeden Cowboys auszumerzen, nämlich die Winterarbeitslosigkeit, die, seit er denken konnte, Jahr für Jahr fast jeden Weidereiter traf.

Im Grunde genommen ein nobler Plan, der allerdings an zwei grundlegenden Dingen scheiterte.

Buck Taylor hatte versucht, sein Vorhaben durch Banküberfälle zu finanzieren und er hatte die Macht des Geldes unterschätzt, die selbst die tiefste Freundschaft zerstören konnte. So fanden seine Visionen ein jähes Ende, als ihn Dale, sein Sattelpartner, heimtückisch ermordete, um mit den geraubten Dollars in Mexiko ein sorgenfreies Leben führen zu können. Der Fall hatte ein ganzes County in Aufruhr versetzt und etliche Tote gefordert, bis er Dale stellte und mit zwei Kugeln wieder für Frieden sorgte.

[\[Fußnote 1\]](#)

Wenngleich sich in seinem neuen Auftrag wieder alles um Rancher und Cowboys drehte, standen die Gründe für sein Eingreifen als US-Marshal diesmal unter anderen Vorzeichen.

Er war nach Hamilton gekommen, um einen Weidekrieg zu beenden, der von allen Beteiligten so gnadenlos geführt wurde, dass seine Auswirkungen bis in die Hauptstadt zu spüren waren.

Jim schüttelte abrupt den Kopf, als könnte er damit die trüben Gedanken vertreiben, und stellte die Lampe auf den

Nachttisch zurück. Er setzte sich wieder auf sein Bett, als der Fensterladen erneut zu klappern anfang. Jim seufzte und stand endgültig auf. Wenn er schon keinen Schlaf mehr fand, konnte er sich genauso gut etwas in der Gegend umsehen.

Er nahm sein flaschengrünes Baumwollhemd von dem Haken an der Tür, streifte es über und schlüpfte in seine braune Cordhose, deren dicker Stoff ihn bedeutend besser vor der Kälte schützte als die dünnen Leinenhosen, die er sonst zu tragen pflegte.

Als er mit dem Ankleiden fertig war, schnallte er sich den breiten Waffengürtel mit dem brünierten 45er um, schlüpfte in seine schwere Mackinaw-Jacke und setzte den Hut auf. Bevor er sich auf den Weg in den Mietstall machte, von dem er wusste, dass er rund um die Uhr geöffnet hatte, löschte er die Lampe und band sich noch einen Wollschal um den Hals.

Eine Viertelstunde später verließ er die Stadt und ritt gen Norden.

Sein Weg führte ihn entlang des Leon Rivers, bis er an einem kleinen Wäldchen weit ausladender Cottonwoods vorbeikam. Er hatte die Baumgruppe gerade zur Hälfte passiert, als plötzlich in unmittelbarer Nähe das heisere Geschrei von Krähen laut wurde. Kurz darauf waren im Mondlicht die Silhouetten mehrerer Vögel zu erkennen, die mit wütendem Krächzen von dannen flogen.

Jim zügelte sofort sein Pferd, lauschte und blickte sich um. Er wusste nicht, wer oder was die Tiere aufgescheucht hatte, aber er wusste, dass er das Geschehen nicht unbeachtet lassen konnte. Die Zeiten waren unruhig, die Eisenbahn, die das Land mit einem immer dichter werdenden Schienennetz überzog, lockte lichtscheues Gesindel wie Nachtlicht die Motten an, Comanchen, Kiowas und Mescaleroapachen zogen umher und versuchten

verzweifelt, ihrem Schicksal in der Reservation zu entgehen, und von Süden her stießen immer wieder mexikanische Banditen bis tief ins Landesinnere vor. Ein einsamer Reiter, der sich hier draußen nicht darum kümmerte, was um ihn herum vorging, hatte nicht viele Chancen, den nächsten Tag zu überleben. Deshalb lenkte er sein Pferd augenblicklich hinter die Cottonwoods, die so dicht und hochgewachsen zusammenstanden, dass er sich dahinter sogar verbergen konnte, ohne aus dem Sattel zu steigen.

Crown musste nicht lange warten, bis er den Grund für die aufgeschreckten Vögel sah. Die Umrisse mehrerer Gestalten, die sich auf einem Hügelrücken im Westen allmählich auf sein Versteck zubewegten, waren im gelben Licht des Mondes deutlich zu erkennen, zumal die helle Schneedecke dieses Licht noch verstärkte.

Sechs Männer, neun Pferde.

Die Reiter hatten die Kragen ihrer Winterjacken hochgeschlagen, die Hüte tief ins Gesicht gezogen und sie mit Schals oder Tüchern unter dem Kinn festgebunden. Trotzdem saßen sie sichtlich verfroren im Sattel.

Ihren Tieren erging es nicht besser.

Immer wieder sanken die Pferde mit den Vorderhufen in dem tiefen Schnee ein und strampelten sich nur mühsam wieder frei. Jim wusste, dass die Kraft der Tiere nicht mehr lange reichen würde, die Männer mussten sich beeilen, wenn sie Hamilton noch im Sattel sitzend erreichen wollten.

Aber das waren deren Probleme, er konnte sich nicht auch noch darum kümmern, er hatte schon so genug am Hals. Jim entschloss sich, die Männer vorbeireiten zu lassen, ohne sich erkennen zu geben, und wollte gerade den Blick abwenden, als er unvermittelt stutzte. Hastig schob er zwei, drei Äste zur Seite, beugte sich im Sattel vor und starrte so lange wieder auf die Reiter, bis seine Augen vor Anstrengung zu tränen anfangen.

Als er sich schließlich in seinen Ahnungen bestätigt sah, steckte er sich den Marshalsstern deutlich sichtbar an die Brusttasche seiner Mackinaw-Jacke, nahm das Gewehr in die linke und den Colt in die rechte Hand und lenkte seinen Braunen mit einem Schenkeldruck um die Cottonwoods herum.

Der Reitertrupp bestand aus neun Pferden. Auf sechs davon saßen Männer, über den anderen lagen bunte Indianerdecken quer über den Sätteln. Darunter zeichneten sich deutlich die Konturen von drei leblosen Gestalten ab, deren Arme auf der einen und die Füße auf der anderen Seite der Pferde unter den Decken hervorragten.

Es war geradezu gespenstisch mit anzusehen, wie die Gliedmaßen im stoßenden Takt der Huftritte mitschwangen.

*

Crown ritt aus seiner Deckung heraus, zügelte sein Pferd vor den Reitern und hob die Waffen.

»Hallo Männer, ihr seid ja ziemlich früh unterwegs. Darf man fragen, was es mit euren Begleitern da auf sich hat?«

Dabei zeigte er, ohne die Männer auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, mit der Coltmündung nacheinander auf die Toten.

»Mister!«, schnarrte der vorderste der Reiter. Er war ein großer, stämmiger Mann mit einem kantigen Gesicht. Der Blick aus seinen wasserhellen Augen schien Jim regelrecht zu durchbohren.

»Wir mögen es hierzulande nicht besonders, wenn uns jemand mit der Waffe in der Hand begrüßt. Wenn du uns also nicht sofort einen triftigen Grund für dein unhöfliches Benehmen nennst, könnte es sein, dass wir dir ein Loch in dein Fell schießen, das groß genug ist, um mit einem Pferd hindurch zu reiten.«

»Ich bin Marshal Crown«, erwiderte Jim, ohne die Mündungen seiner Waffen auch nur einen Millimeter zu senken. Angesichts einer Übermacht von sechs zu eins konnte sich Jim nicht die geringste Nachlässigkeit leisten. »US-Marshal Jim Crown.«

Der Mann, den er angesprochen hatte, drehte sich daraufhin im Sattel um und nickte seinen Begleitern zu.

»Ihr könnt eure Schießbeisen stecken lassen Jungs, das ist einer von den Guten.«

»Woher willst du denn das wissen, Bill?«, fragte einer der anderen. »Nur, weil er einen Stern trägt, muss er noch lange nicht auf unserer Seite stehen.«

Bill schüttelte den Kopf. »Falsch, gerade weil er den Stern trägt, ist er auf unserer Seite. Das, was da draußen am Leon River passiert ist, war Mord. Kaltblütiger, brutaler Mord und so eine Sache ist nirgendwo besser aufgehoben als bei einem US-Marshal.«

Dann wandte er sich wieder zu Crown hin, legte den Kopf etwas schief und deutete mit dem Finger auf den Stern an Jims Jacke. »Sie sind doch Marshal, oder?«

Jim nickte. »Worauf Sie einen lassen können.«

»Okay, dann schnappen Sie sich die Schweine, die das getan haben.«

»Langsam, langsam, erst einmal muss ich wissen, was genau passiert ist.«

»Man hat drei Männer erschossen, das sieht man doch!«

Crown verzog das Gesicht. »Ich hätte es gerne etwas genauer, denn dass die Männer tot sind, sehe ich selbst. Aber wo ist das passiert und wann und haben Sie oder Ihre Männer irgendetwas gesehen, das mir bei meinen Ermittlungen helfen könnte, oder haben Sie vielleicht sogar einen Verdacht, wer das getan hat?«

»Die Fragerei können Sie sich sparen, Marshal«, sagte einer der anderen. »Sie müssen nur zu Jesse Talbots Farm

reiten und schon ist der Fall gelöst. Er ist nämlich der Anführer der Siedler und bei ihm treffen sich die Nester regelmäßig. Ihnen haben wir diese verdammten Stacheldrahtzäune zu verdanken und wer weiß, was die inzwischen sonst noch alles ausgeheckt haben.«

William Barrow, der Mann, den die anderen Bill genannt hatten, drehte sich im Sattel um. Crown konnte beobachten, wie sich sein Gesicht immer mehr verfinsterte, je länger er den Sprecher ansah.

»Hör auf, hier solche Scheißhausparolen zu verbreiten, Mike. Jesse Talbot ist zwar der Sprecher der Siedler, das soll aber nicht heißen, dass er hinter diesen Schweinereien steckt.«

»Pah«, zischte Mike abfällig. »Das sagst du doch nur, weil du ein Auge auf Talbots Tochter geworfen hast.«

Barrows Blicke wurden plötzlich eisig. »Noch so ein Spruch und ich streiche dich von der Lohnliste, sobald wir wieder auf der Ranch sind. Dann kannst du den Rest des Winters Grubline reiten. Ich hoffe, ich habe mich klar genug ausgedrückt!«

»Ja Boss«, sagte Mike und senkte beschämt den Blick.

Als sich Barrow daraufhin wieder dem Marshal zuwandte, wirkte sein Gesicht deutlich freundlicher.

»Sorry, aber seitdem immer mehr Siedler ins Land kommen, sind wir hier alle ziemlich nervös. Ich heiße übrigens Barrow, Bill Barrow, ich bin Vormann auf der Circle Ranch. Die Toten ritten alle für die Drei Balken Ranch von Ethan Osgood. Es war reiner Zufall, dass wir sie gefunden haben.«

»Wieso Zufall?«

»Weil ich und die Jungs in dieser Gegend normalerweise nichts zu suchen haben. Das Weideland am Leon River gehört Osgood.«

»Und warum seid ihr trotzdem hier?«

»Wir waren unterwegs zu unserer Nordweide, um nach dem Vieh zu sehen. Ein fahrender Händler hatte unserem Boss erzählt, dass hier in der Gegend ein großes Rudel Büffelwölfe gesehen wurde. Wundern würde mich das nicht, der Winter kam dieses Jahr ziemlich früh und so kalt war er schon lange nicht mehr. Also sollten wir nach dem Rechten sehen, schließlich ist allein der Leitstier dort unter Brüdern mehr als zweitausend Dollar wert. Wir sind dann nur hierher geritten, weil der Krähenschwarm, der über den Toten kreiste, nicht zu übersehen war.«

»Aha«, sagte Crown, der inzwischen sein Gewehr wieder in den Scabbard und den Colt ins Holster gesteckt hatte. »Und was macht ihr jetzt?«

»Die Toten in die Stadt bringen, damit sie ein ordentliches Begräbnis bekommen, wie es unsere Christenpflicht ist. Die Wölfe müssen warten.«

»Gut, solange ihr in die Stadt reitet, werde ich mir den Tatort einmal etwas näher ansehen. Vielleicht kann ich dort etwas entdecken, was mir weiterhilft.«

»Das glaube ich kaum, Marshal. Ich denke, dass unsere Pferde jegliche Spuren zertrampelt haben. Sorry, aber als wir dort ankamen, hat ja keiner von uns geahnt, was wir da vorfinden würden.«

*

Die kleine Hütte lag so versteckt in dem Seitental, dass man sie erst entdeckte, wenn man über sie stolperte. Die Wände bestanden aus Flusskalkstein, den die Jahre so hart wie Stein gemacht hatten. Seine verwaschene, schmutzig graue Farbe verschmolz regelrecht mit der Umgebung und machte die Hütte dadurch fast unsichtbar.

Die Nordseite war in einen Hang hineingebaut, auf der Westseite war sie durch einen weit ausladenden Palo-Verde-

Baum verdeckt und im Osten verspernte ein schier undurchdringliches Dickicht aus Wildpflaumensträuchern die Sicht. Nur nach Süden hin war sie offen und aus dieser Richtung kamen auch die drei Männer, die an diesem Nachmittag in gestrecktem Galopp auf die Hütte zugaloppierten.

Ihre Gesichter wirkten eingefallen, ihre Bewegungen fahrig und ihre gehetzten Blicke erinnerten an die von wilden Tieren, die man in die Enge getrieben hatte.

Einer der Männer saß seltsam verkrümmt im Sattel und sackte immer wieder nach vorne auf den Hals seines Pferdes.

»Halt durch, Pete!«, sagte einer seiner Begleiter.

Elliot Brown war ein breitschultriger Klotz mit einem schwarzen Vollbart, buschigen Augenbrauen und einer riesigen Hakennase.

»Wir sind gleich da und dann wird sich Hank um deine Wunde kümmern.«

Der Angesprochene antwortete mit einem schmerzvollen Stöhnen und presste seine Hand erneut auf den rechten Ärmel seiner Winterjacke, die von der Schulter bis zum Ellbogen hinab mit Blut durchtränkt war.

Kurz darauf hatten sie die Hütte erreicht.

Bevor die Männer aus dem Sattel kamen, gab ihr schwerverletzter Begleiter ein dumpfes Knurren von sich, fasste sich erneut an die Schulter und fiel dann wie ein nasser Sack vom Rücken seines Pferdes.

»Scheiße«, sagte Hank Denmore und starrte beinahe hilflos auf den inzwischen Bewusstlosen. »Und was machen wir jetzt?«

»Na was wohl?«, zischte sein bärtiger Sattelpartner ungehalten. »Wir machen genau das, was wir besprochen haben. Du holst ihm die Kugel aus der Schulter und dann

bleiben wir solange bei ihm, bis es ihm wieder einigermaßen besser geht.«

»Warum ausgerechnet wir?«, sagte Hank schrill. »Es kann Tage dauern, bis Pete wieder auf den Beinen ist, selbst wenn es ein glatter Durchschuss ist. Solange kann ich meine Farm nicht allein lassen.«

»Doch, das kannst du«, erwiderte Elliot Brown und fügte dann mit einer Stimme, die jetzt deutlich energischer klang, noch hinzu: »Was soll das jetzt? Ich dachte, wir haben alles besprochen! Wir beide kümmern uns um Pete und der Rest sich um seine und unsere Farmen.«

»Aber warum ausgerechnet wir?«

»Wir sind die Einzigen, die nicht verheiratet sind, alle anderen haben Familie. Das Risiko ist einfach zu groß, dass sich ihre Frauen oder Kinder verplappern, wenn sie gefragt werden, warum ihre Männer so lange von zuhause wegbleiben. Und dass jemand fragt, wird spätestens am nächsten Sonntag passieren, wenn sie wieder nicht zum Gottesdienst in der Kirche erscheinen. Sheriff Benton ist schließlich nicht dumm. Nach dem, was passiert ist, wird in der Stadt der Teufel los sein.«

»Warum musstet ihr auch gleich losballern? Es war ausgemacht, dass wir ihnen einen Denkmalsstein verpassen! Von Erschießen war nie die Rede.«

»Sie waren doch selbst schuld. Wer hat denn zuerst mit dem Schießen angefangen? Jetzt aber genug davon! Geh in die Hütte und bereite alles vor, ich bringe Pete dann rein.«

»Scheiße«, fluchte Hank. »Scheiße, Scheiße, Scheiße! Ich hatte von Anfang an kein gutes Gefühl bei der Sache.«

»So, so«, sagte Elliot. Die Verachtung in seiner Stimme war nicht zu überhören.

»Wer hat denn am lautesten geschrien, als es darum ging, sich gegen die Schikanen der Rancher zu wehren? Ich habe jetzt noch deine Worte in den Ohren, als du gesagt

hast, du würdest lieber sterben, als dich noch einmal von deinem Land vertreiben zu lassen.«

Hank gab darauf keine Antwort, aber sein bleiches Gesicht sprach Bände.

Sie zerrten ihre Pferde hinter das Dickicht der Wildpflaumensträucher und schlangen die Zügel um die froststarrenden Äste. Dann ging Hank ins Haus, während Elliot neben Pete, der immer noch bewusstlos war, niederkniete, ihn aufhob und vorsichtig zur Hütte hinüber trug.

Mit einem Stiefeltritt öffnete er die Tür, die Hank angelehnt gelassen hatte. Während dieser vor der offenen Feuerstelle kniete und ein paar der daneben liegenden Holzscheite darin aufschichtete, sah sich Elliot kurz um.

Das Innere der Hütte bestand nur aus einem einzigen, rechteckigen Raum.

Auf einer der Längsseiten befand sich ein dreistöckiges Bettgestell mit muffig aussehenden Strohmatten, auf der anderen ein großes Regal, in dessen Fächern sich ein verbeulter Henkeltopf und mehreren Porzellantassen verloren, die zum Teil am Rand angeschlagen oder zum Teil ohne Henkel waren. Vier Stühle und ein grob zusammengezimmerter Tisch vervollständigten die Einrichtung.

Da die Betten ziemlich klein und eng waren, wischte Elliot kurzerhand mit dem Ellbogen die Blechbüchse mit dem heruntergebrannten Kerzenstummel vom Tisch und legte Pete auf die Platte. Dort blieb der Verletzte liegen, die Hand immer noch auf die Wunde in seiner Schulter gepresst. Hank, der inzwischen ein Feuer in Gang gebracht hatte, kam jetzt ebenfalls an den Tisch. Gemeinsam zogen sie Pete, so vorsichtig es ging, die Jacke aus. Trotzdem bäumte sich der Verletzte mehrmals auf und begann laut zu stöhnen.

Hank zuckte unwillkürlich zusammen, nachdem er mit seinem Messer den Ärmelstoff zerschnitten und die Wunde freigelegt hatte. Dann beugte er sich zu Pete hinunter und schüttelte nachdenklich den Kopf.

»Was hast du?«, fragte Elliot.

»Scheiße, das ist kein Durchschuss, die Kugel steckt noch.«

»Und jetzt?«

»Was jetzt! Ich muss sie herausschneiden, sonst bekommt er den Brand und stirbt uns unter den Händen weg.«

»Dann tu es und steh hier nicht dumm herum!«

Hank ging ans Feuer zurück, hielt sein Messer in die Flammen, bis die Klinge zu glühen anfang, und kam dann wieder zum Tisch.

»Okay«, sagte er nur. Sein Gesicht war so ernst und verkniffen, wie es Elliot noch nie bei ihm gesehen hatte.

»Halt ihn fest.«

Elliot nickte, Schweiß stand plötzlich auf seiner Stirn.

Hank warf noch einen letzten, prüfenden Blick auf die glutrote Klinge, dann setzte er das Messer an.

Eine Sekunde später hallten Pete Millers gellende Schreie durch die Hütte.

Ende des 1. Teils

Wird es Marshal Crown gelingen, die Zaunschneiderfehde zu beenden?

Auf welcher Seite steht dabei County Sheriff William Benton und wie reagieren die Viehzüchter auf den Tod der drei Weidereiter, die beim Versuch, die Zäune zu durchschneiden, erschossen wurden?

Antworten darauf gibt Band 42 der beliebten Westernserie um Marshal Crown.

Er trägt den Titel *Fahr zur Hölle, Ethan Osgood!*

[\[Fußnote 1\]](#) Siehe Marshal Crown Band 40 *Zwei Kugeln für den Frieden*